* R. Voigtländer's Verlag in Leipzig *

Mark 3.-

MUSEUM OF COMPARATIVE ZOOLOGY

LIBRARY

Novellen aus dem Tierleben

Entnommen dem Werke:
Lebensbilder aus der Tierwelt von H. Meerwarth
und Karl Soffel

Einundzwanzig Novellen
mit 217 urkundtreuen Photographien nach dem Leben

* *

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

BIBLIOTEKA
Mich
98
830-3 Oxyt

Inhalt

Seite

Das Rotkehlchen. Von Else Soffel 187–195

Der Wendehals. Von Martin Braeß 196–203

Der Hühnerhabicht. Von Hermann Löns 204–215

Der Baumläufer. Von Hermann Löns 216–222

Das Hausrotschwänzchen. Von Martin Braeß .. 223–231

Der Eichelhäher. Von Hermann Löns 232–242

Rauchschwalbe und Hausschwalbe. Von Martin Braeß 243–259

Die Zwergrohrdommel. Von Julius R. Haarhaus 260–267

Die Heidelerche. Von Else Soffel 268–274

Die Wasserralle. Von Hugo Otto 275–280

Die Wasseramsel. Von Martin Braeß 281–287

Weidenlaubsänger, Fitis und Berglaubvögel. Von Martin Braeß 288–298

Die Kornweihe. Von Hermann Löns 299–304

Der Graue Steinschmätzer. Von Martin Braeß .. 305–313

Der Sperber. Von Hermann Löns 314–325

Der Schwarze Storch. Von Martin Braeß 326–335

Der Gimpel. Von Else Soffel 336–346

Der Mäusebussard. Von Hermann Löns 347–359

Der Gänse- und Kuttengeier. Von Martin Braeß 360–381

Das Alpenschneehuhn. Von Hans Sammereyer .. 382–397

Der Höckerschwan. Von Martin Braeß 398–410

Die Seitenzahlen laufen durch je drei Bände durch, so daß diese später zusammengebunden werden können.

Dr. Bethge. *Poritz, Juli 1909.*

Baumläufer, Unrat aus der Nisthöhle entfernend.

Das Rotkehlchen.

Von Else Soffel.

Hin und wieder macht es Spaß, Tiercharaktere in menschliche umzudeuten. Sie rücken uns dadurch noch ein Stück näher. Die Tierfabeln sind nicht umsonst entstanden: die Natur wirft den ungeheuern Reichtum ihrer Ideen ins Leben, die Notwendigkeit des Bodens, der Umgebung, des Augenblicks formt diese Ideen. Die natürlichen Bedingungen draußen kehren verhüllt und übertragen im Menschenleben wieder, unter ähnlichen Verhältnissen entstehen ähnliche Charaktere. Selbst zwischen Pflanzenwelt und Menschen ließen sich solche Analogien aufdecken, doch dazu gehört mehr Blick, ein ungleich feineres Naturgefühl.

Unter den Singvögeln könnte einem das Völkchen der Zeisige als der Typus des harmlosen, natürlichen Durchschnittsmenschen erscheinen, mit kleinen Interessen, kleinen Freuden und Leiden, ungefährlich und gutmütig und voll gedankenloser Heiterkeit, — der Star als ein pfiffiger Bauer, der Dompfaff als wohlhabender Bürger, behäbig und materiell.

Die Bachstelze ist ein bissel sehr Dame, nicht allzu begabt, dafür aber aufs Äußere bedacht, „penible" in der Toilette und exklusiv.

Und das Rotkehlchen ist auch eine „Sie". Und zwar eine von den reizvollsten.

Kokett, voll allerliebster natürlicher Schelmerei und einer instinktiven Klugheit, die Situation auszunützen. Als wüßt' es der kleine Tropf, daß ihm niemand zu widerstehn vermag, wenn er mit funkelnden, dunkeln Augen und ungeduldig wippendem Schwanz erwartungsvoll auf dem Rand des verbotenen Mehlwurmtopfes sitzt und schließlich mit einem letzten Seitenblick auf das Gegenüber hinein hüpft!

Nein, man kann ihm wirklich nicht böse sein! Man kann einfach nicht. Denn das Kerlchen hat zu allem übrigen noch Seele, wirklich Seele! Wenn es bei herannahender Dämmerung auf seiner Fichte sitzt — es hat sich den höchsten Zweig herausgesucht und sitzt allein mit hängenden Flügeln und halbgeschlossenen Augen, aus denen aller blitzende Übermut fort, selbst ganz Abend und Schöpfungsstille —, wenn es dann sein zart jubelndes, fragendes Lied über dich ausschüttet, wie eine plötzliche Fülle glänzend-reiner Lichtperlen — da steht man still vor solcher Kinderandacht.

Oder in der Gefangenschaft, wenn es, trüb in seinem Bauer sitzend, rührend schüchtern und sehnend zum erstenmal den Mut faßt — vielleicht beim Geratter der Nähmaschine — seine oft abgebrochenen Tönchen zu proben!

Mit Genehmigung der Intern. Publ. Co., London.

Nest und Gelege des Rotkehlchens.

Nun glaubst du, du hast es, kennst es ganz! Aber nein! Es stehen noch allerhand Überraschungen bevor und Bös und Gut hat es in einem Sack. In dem neckischen kleinen Körper wohnt eine ganz erstaunliche Leidenschaft, Eifersucht und Kampflust. Weh' dem Nebenbuhler, der ihm ins Gehege kommt! Die hohen, zarten Stelzen weit auseinandergerückt, steht das Rotkehlchen unter dem Baume, auf dem der Gehaßte sitzt. An den Bauchseiten sieht der leichte weiße Federflaum über die angelegten Flügel hinaus, die Brust scheint tiefer zu leuchten als sonst, die Augen, groß und dunkel sehen erregt in die Höhe. Und nun beginnt es einen Schlachtgesang, der ihm fast die kleine Brust zersprengt, kurz und heftig. Bricht plötzlich ab und erscheint wie auf ein gegebenes Zeichen oben im Baum, um auf den Gegner loszufahren. Der Kampf ist erbost und andauernd und weh' dem Kecken, der es wagen sollte, gar noch die Futtermöglichkeiten mit dem Herrscher im Gebiet zu teilen. Er wird unerbittlich verfolgt und so lange bedroht, bis er blaß gefärbt, verschüchtert und halb verhungert den Platz für immer räumt.

J. Atkinson. *Yorkshire 1909.*

Rotkehlchen.

Kein zweiter in der Nähe! Haß dem eigenen Geschlecht!

Und dasselbe Tierchen ist ganz uneigennützige Nächstenliebe, Mütterlichkeit und Geschäftigkeit, wenn es etwa auf seiner Nahrungssuche die verlassene Brut irgendeines Vogels auffindet, sollte auch die Größe der Nestlinge seine Leistungsfähigkeit übersteigen. Es interessiert sich, schleppt sich ab für die Fremdlinge, und räumt — schuldbewußt und verschämt — erst dann das Feld, wenn etwa die rechtmäßige Mutter wiederkehrt und erstaunt und empört nach dem Eindringling sieht.

Ja, recht weiblichen Charakters ist das Rotkehlchen! Neckisch und liebenswürdig, klug und warmherzig und dazu eine seelenvolle kleine Künstlerin, aber gern die Erste — eifersüchtig, neidisch und heftig, sobald es seine Königinrechte geschmälert oder gar bedroht sieht. Und dann wieder andächtig wie ein Kind. Oder auch launisch wie ein solches. Lebhaft und trüb, ungeduldig und gedankenvoll, schelmisch und still, alles in rascher Folge aufeinander. Manchmal beinahe ein bissel hysterisch. Man weiß wenigstens nicht, wie man es anders nennen soll. In diesem Augenblick hängt es halb tot an einem Ästchen, liegt gar auf dem Boden, als ob es Krämpfe bekommen sollte, — es hat einen kleinen Schreck gehabt. Da — im nächsten hüpft es und kokettiert am Futternapf. Das ist doch arg! Und neugierig ist es! In Gefangenschaft kann es passieren, daß es, hochbeinig gestellt und das weiße Bäuchl dicht an das Gitter gepreßt, daß die Federchen heraussehen, dich minutenlang bei deiner Arbeit beobachtet. Hast du's endlich bemerkt, so ist es freilich längst auf dem Stengelchen oben, als wäre nichts

J. Atkinson. *Yorkshire 1909.*

Rotkehlchen, junge Vögel, und erwachsener Vogel.

geschehen. Fliegt es einmal aus, so steht es ebenso minutenlang am Fenster, langgestreckt und schaut hinaus. Heimgehen aber, das merk dir, tut's, wenn es will, und nicht, wenn du's willst. Es merkt jeden deiner Tricks und umgeht sie. Es muß — wie ein echtes Weib — seinen Willen haben.

Das Rotkehlchen ist der armen Leute Nachtigall, war es wenigstens bis heute. Der einfache Handwerkersmann hat sich zu allen Zeiten im Frühjahr mit dem Schlagnetz einen Wildfang geholt. Er gab sich gar nicht groß Mühe, sich zu verstecken, lockerte die Erde vor einem großen Busch am Rand einer wilddurchwucherten Sandmulde, steckte einen fetten Mehlwurm auf und ging dann ein wenig beiseite. Das Kehlchen hatte ihm aus einem zweiten Busch schon neugierig zugesehen und erwartungsvoll das Zappeln des Wurms bemerkt. Einen Augenblick später zappelt es selber im Netz. Nachdem es erst getan, als wollt' es sterben, ergab es sich bald in sein Schicksal. Einige Wochen später hat sich's an die neuen Verhältnisse gewöhnt, und noch über eine Zeit ist es gut Freund mit dem Pfleger, wird wieder dreist und neugierig, fängt die Fliegen im Zimmer und „beaufsichtigt" den Meister bei der Arbeit, singt, vor ihm auf dem Tisch sitzend, zu seinem Gehämmer und Geklopfe, frißt mit Hund und Katze aus einer Schüssel und holt sich den Mehlwurm aus der Hand. Es sind noch mehr Leute im Städtchen, die ein Rotbrüstl haben. Die blasse, stille Näherin und der Postbote, die Botenfrau, die, alt geworden,

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., August 1909.*

Junges Rotkehlchen.

die Kinder ihrer Tochter aufzieht — kurz lauter Leute, die eine kleine Freude brauchen, weil sie die große nicht kennen gelernt haben. Sogar bis ins Armenhaus vor dem Tore hat sich eines verirrt. Das hilft der alten Häuslerin waschen, das heißt es sitzt auf dem Rand des großen Zubers und sieht in den wallenden Dampf. Das hätt' aber die Alte nicht zulassen sollen oder sie hätt' nicht hinausgehn dürfen. Denn als sie wieder in die Stube kam, da war der Vogel vom Rand in den Zuber gehüpft, um zu sehen, was das wär'. Sie hat's nimmer aufhalten können, das Malheur.

„Freilich, wer hätt's wissen können — es hat schon oft da oben g'sessen, wenn sie g'waschen hat. Die Häuslerin hat's ein paar Wochen net verwunden, das liebe Tierl, denn sie hat's selber auf'zog'n von klein auf mit gelber Rüb'n und Milchbrot und dazu jeden Tag a paar Mehlwürm', die hat sie selber ang'setzt." —

So ein Allerweltsliebling ist das Rotkehlchen gewesen zu einer Zeit, wo man seine Vögel nicht bloß draußen, sondern auch drinnen hat pflegen dürfen. —

Wenn man das Städtchen hinter sich hat, samt seinen alten Toren und breiten buckligen Häusern, so sieht man hinter Wiesen und Feldern den Wald. Es ist hoher Mischwald, dicht gewachsen, mit kleinen Bächen, die ihn durchziehen, und hohem, schwellendem Moospolster. Er zieht über welliges Land, steigt in kleine Täler und geht an den Hügeln in die Höhe. Er hat weite stille Wiesen, die von dicht bekleideten jungen Fichten umstanden sind, über die abends der Mond langsamer geht, über denen die Sterne besonders gern

Graf Münster. *Moritzburg, Februar 1910.*

Singendes Rotkehlchen.

stehen. So rechte Sommerabendwaldwiesen. Dann wieder Erlengebüsch und Weiden, die kleine Wasser abwärts begleiten, wo man im Frühling hingehn muß, wenn die braunen Knospen und die gelben Kätzchen heraußen sind. Waldspitzen, die hinaus bis zu den braunen Äckern reichen, den Hügel hinauf, in die sich an allen Abenden die Sonne verfängt, Dickichte von Dorngestrüpp und totem Holz, durch die kaum ein flüchtendes Reh zu brechen vermag; prachtvolle Einzelbäume, groß und stark, die vor dem Wald stehen und ins Land sehen. Klar und kräftig ist dort die Luft, frisch und rein das Wasser. Das ist Rotkehlchens Heimat.

Des Abends singt es draußen, wo die Waldspitze ins Land schaut, der Sonne zu, auf einer von den Fichten, die vor der goldenen Wand im Westen stehen.

Morgens erwacht es im engen Waldtal, von dem sich eben die Sterne getrennt haben, wenn die blaugraue Dämmerung noch den Tag verschleiert, die Wiese schwer vom Tau ist.

Sein Nest hat es im hohen Wald, wo er dunkel und schweigsam ist und nur der Morgen und Abend in den Zweigen sprechen. Wo es der Singdrossel gerade einsam genug, die Schwarzamsel und das Schwarzblattl versteckt

J. Atkinson. Yorkshire 1909.

am Nest.

R. B. Lodge. London, April 1900.

auf Pfahl.

Rotkehlchen

singen. Es gibt bemooste Stämme da, die beinahe dem Waldboden gleich sind und Strünke, die im Dunkel leuchten. Unter solch einem hat das Rotbrüstl sein Nest, von drei Seiten gedeckt, den Eingang weiß es allein. Will man's belauschen, so muß man dorthin gehen. Es senkt sich hier der Wald ein wenig und öffnet sich zu einem ganz schmalen, langen, moosig-feuchten Tal, in das ein ebenso schmaler, langer Streif vom blauen Himmel sieht. Dort auf dem Strunk sitzt das Kehlchen oft lange, wippt mit leisem „sih" und schaut sich um — und ist dann plötzlich wie im Erdboden verschwunden.

Schon eine Brut hat's dort aufgezogen, sieben Mann hoch, und noch mal hat's vier gelbliche, rostfarben bespritzte Eier aufs Erdmoos gelegt. Fuchs und Marder haben nicht zugekonnt, es war ihnen der Eingang zu eng. So hat's die Kinder, die denen der Nachtigall ähnlich sahen, braungelb mit schwärzlichen Wellen, gut aufgebracht. Freilich über manche angstvolle Minute, die er gesehen, über manch ängstlich warnendes „tschrietsch", manch erschreckt-empörtes „schnickerikik", das er gehört, schweigt der einsame Waldwinkel. War doch der Falke just da einmal herabgestoßen, wo er vorher die futterbringende Mutter eräugte, und der Habicht hatte oft lang über den Fichtenwipfeln im Blau gekreist.

K. Soffel. *Bozen, Sommer 1910.*

Rotkehlchen, Bücklinge machend.

War er fort, so schimpfte das Rotbrüstl noch lang aus Unterholz und Gebüsch „schnickerikik, schnickerikik" und schlug ärgerlich den Schwanz auf und nieder, bis Amsel oder Singdrossel mit lautem tak-tak-tak-tak-tak-tak aus ihrem Versteck aufflogen und der Wald aufwachte.

Futter bot der Wald gerade genug. In der Moosdecke hing allerlei und an den Baumstämmen kribbelte es, zwischen der Rinde saßen Larven oder an ihr hingen schlafende Nachtschmetterlinge und kleine Motten, die Splitter von manchem faulen Stückchen Holz wurden untersucht und Eier, Puppen oder Käfer drin gefunden. Wo der Waldboden nackt war, dort wo Laubbäume standen, mußte man das welke Laub umwenden, da saß und lief allerhand dazwischen, Spinnen, kleine Raupen und Gewürm, — wo im Hochwald die dürren Nadeln lagen, gab es kleine und große Ameisen die Fülle.

Solang die zweite Brut noch im Nest lag, ging das Weibchen nicht allzuweit fort und das Männchen half ihm treulich füttern, wenn es auch an schwülen Tagen lieber saß und sang. Als aber der August herum war, wurden im Nadelwald die roten Heidelbeeren reif und draußen vor dem Wald das Rotkehlchenbrot; seit dem schwarzen Hollunder hatte es solche Zukost nicht mehr gegeben und das Rotbrüstl war tüchtig hinterher. Es spürte auch schon die Zugzeit kommen und trieb sich gern herum von Gebüsch zu Gebüsch, schnurrte hinüber bis zur Straße und sah sich dort die Ebereschen an. Die mußten den Herbst noch vorhalten.

Als aber der mit immer blauem Himmel kam und einer Menge roter Vogelbeeren, da hielt sich das Rotbrüstl zurück. Es streifte nur in der

J. Atkinson. *Yorkshire 1909.*

Rotkehlchen im Schnee.

Nähe und hatte es noch lange gut. Überall fand es was und die Sonne war golden jeden Tag. Bis sie eines stillen Tags doch hinter den Wolken blieb und der Abend rauh und voll Nebel war. Da fing die Not an. Denn der Sturm war nachts im Wald gewesen und den andern Morgen war die Welt weiß. Das wär' noch nicht das schlimmste. Aber noch über zwei Nächte da knarrte der Schnee, des Abends stand der Wald still, ohne einen Hauch, er konnte sich nicht rühren, und Sterne blitzten oben am Himmel und unten am Boden. Die Meisenglöckchen bimmelten durch den Wald und die Krähen zogen. Das Rotbrüstl fand noch ein paar Wacholderbeeren, und wenn es fleißig war, eine Larve zwischen den Rinden der Bäume. Mittags flog es zur Straße hinüber und holte die letzten paar Ebereschenbeeren, die in der Sonne weich geworden. Als aber ein Tag war wie der andere und jede Nacht der Schnee noch fester fror, da wurde es matt. Seine Federchen sträubten sich, die Augen sahen trüb und klein. Es flog und hüpfte, struppig und kugelig bis zur Straße hinüber und auf ihr weiter und suchte, wo doch nichts zu suchen war. Da, als es in die Nähe eines Hauses kam, fand es um das Haus den Boden frei und vor dem Küchenfenster ein paar Krumen. Von da an hielt sich's in der Nähe und kam jeden Tag. So ist es durch den Winter gekommen.

Schwestern und Brüder hatten es unterdes freilich leichter gehabt. Die hatten nach der langen, nächtlichen Reise ein sonniges Land gefunden und Nahrung die Fülle. Sie zogen zu ihren Brüdern nach Nordafrika, die aus Deutschland und dem ganzen Norden und die dunkler gefärbten aus England mit ihnen. Die aus Persien und die prächtig gefärbten der Kanarischen Inseln hatten's nicht nötig, dem Frühling nachzuziehen, der war selbst im Land geblieben.

Der Wendehals.

Von Martin Braeß.

„Hörst', Marie, wie's Regenvögele ruft," sagt die Bäuerin, „noch hinte wird's wettern!" Und sie richtet sich auf, wischt mit dem Handrücken über die Stirn und schaut, das Leinentüchlein, das ihr in den Nacken geglitten, von neuem über den Kopf knüpfend, nach dem tiefblauen Himmel. „Noch kein Wölkchen, aber schwül is', und der Specht ruft schon lange sein Weib, da kommt Regen. Das Vögerl hat noch keinen betrogen, ein Wetterprophet trotz dem Laubfrosch im Glas!" Und die rüstige Frau bückt sich wieder über die Arbeit, mit der Magd die jungen Salatpflänzchen ins Beet setzend.

„Gäthgäthgäth . . .", so ruft es in gleichmäßig langsamem Tempo, weich, fast schmachtend aus dem Obstgarten neben dem Hause, „gäthgäthgäth . . ." und dazwischen ein paarmal durchdringend scharf ein lachendes „gihgihgih-gih . . .", ähnlich dem Rufe des Kleinspechts. „Hörst', er schreit noch immer; das erspart uns, die Pflänzchen zu gießen."

Und recht haben sie beide, die Bäuerin und der prophetische Vogel. Wolken ziehen herauf, von Ferne vernimmt man den grollenden Donner; schwere Tropfen — noch läßt sich das „Regenvögele" im Rufen nicht stören. Jetzt ein zuckender Blitz, ein krachender Schlag, in Strömen stürzt der Regen hernieder — da schweigt jedes Geschöpf vor der Stimme des Himmels. Das Wetter zieht weiter; finster steht's über dem Wald, aber im Westen bricht die untergehende Sonne durchs zarte Gewölk und vergoldet die glitzernden Tropfen. Hoch spannt sich der bunte Bogen über das Himmelsgewölbe. Die dürstende Flur trinkt gierig das Naß. Die Schwälbchen verlassen das schützende Dach, das Hausrotschwänzchen singt am Schornstein seine klirrende Strophe, und „'s Regenvögele", horch! es ruft wieder wie vorhin, aber noch lauter und mit wachsender Kraft: „Gäthgäthgäth" und dann lachend vor Freude und Lust: „Gihgihgihgih . . ."

„'s Regenvögele", so reden die Leute im Dorf; seine Stimme kennen die meisten; aber wie's ausschaut, das weiß kaum einer zu sagen. Im Obstgarten wohnt's, auch draußen im Wäldchen zwischen den Wiesen und Äckern, und am Talhang, wo der Kuckuck ruft und der Pfingstvogel flötet, da kann man's hören, das ganze Frühjahr hindurch und auch noch im Sommer. Ein Specht ist's, so wissen's die Klügsten. Nur des Pfarrers Bub, der kennt das Vöglein genau; der ruhte nicht, bis er's gesehen hatte — ach, so ein

K. Soffel. *Zara, Mai 1909.*

Junge Wendehälse.

Junge vom Lande kennt manches, aber niemand fragt ihn danach. Er weiß sogar den richtigen Namen des Vogels — im Brehm, den er vom Lehrer geliehen, hat er Bild und Beschreibung gefunden. Die rindengraue Farbe, der Feldlerche ähnlich, die auch an Größe dem Vöglein gleicht, der breite Schwanz mit den braunschwarzen Binden, besonders aber die Füße, zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten, wie bei den Spechten — wenn der Vogel auf einem niedrigen Pfahl saß, sah man's ganz deutlich — hatten den kleinen Forscher richtig geleitet, und auch die Lebensbeschreibung stimmte genau: der Wendehals ist's, auch „Nattervogel" und „Otterwindel" nennt man ihn wohl — alles seltsame Namen; der Knabe sollte es bald erfahren, warum das Vöglein so heißt.

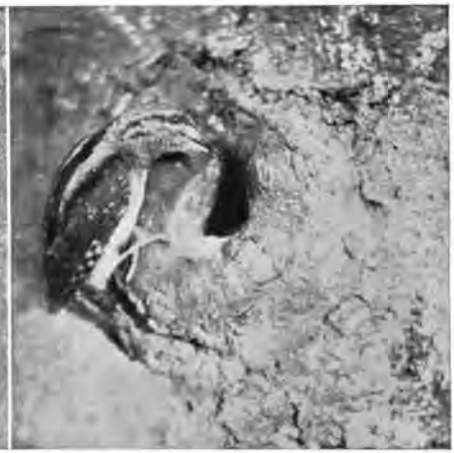
Gegen Ende April war's wiedergekommen, bald nach dem Kuckuck, als das Laub an den Bäumen die Knospen durchbrach und auf der grünen Wiese die ersten Blumen sich zeigten, der goldgelbe Löwenzahn und Gänseblümchens weiße und rosige Sterne. Ein jedes Pärchen respektierte des andern Gebiet; nur einmal, gleich nach der Ankunft, war ein fremdes Männchen nach dem Pfarrgarten geflogen, hatte sich auf denselben Baum niedergelassen, wo das andre Männchen schon saß. In geduckter Haltung, den Körper ganz an den Ast geschmiegt, die Flügel hängend, den ausgebreiteten Schwanz etwas erhoben, den Hals lang gestreckt, die Scheitelfedern gesträubt, so hatten sie boshaft gezischt und wütend sich angesehen, zwei grimmige Gegner, auf Leben und Tod! Aber es war bei der herausfordernden Gebärde geblieben; denn als die beiden Kämpen sich dann durchs Geäst jagten, schien

K. Seffel. *Zara, Mai 1909.*

Junge Wendehälse in der Nähe ihrer Höhle.

es mehr ein anmutig Spiel, als Verfolgung und Flucht. Ein friedliches Ehepaar ist's, der Gemahl so harmlos wie die fast genau so gekleidete Gattin — stört unsre Ruhe, unser Leben nur nicht, wir tun ja keinem ein Leid!

Nach ein paar Tagen war eine Wohnung gefunden. Sie hatten die Wahl; denn jedes Loch der alternden Bäume schien ihnen recht. Ob weiter, ob enger, ob in luftiger Höhe oder nur mannshoch über dem Boden, war ihnen gleich. Der neue Apfelbaum, den das Pärchen sich wählte, stand zwar recht nahe am Weg, auch nicht weit von dem Wirtschaftsgebäude, wo häufig Menschen verkehrten; aber die Vögel vertrauten dem Pfarrherrn, unter dessen Schutz ihre Brut im vorigen Jahre so prächtig gediehen war, sie vertrauten auch ihrem rindenfarbenen Kleide, das sie leicht jedem Auge verbirgt, wenn sie sich nach ihrer Gewohnheit an einem Stamm oder schief aufsteigenden Aste mit den Kletterfüßen anklammern. Auch am Boden, wo sie recht häufig verweilen, schützt sie ihr unauffälliges Kleid ganz ausgezeichnet, und so sah sie niemand von den Bewohnern des Pfarrhofs, bis auf den Knaben, der mit jedem Winkel im Garten vertraut war und jedes Nest wußte. Er hatte es bald bemerkt, wie einer der beiden die Höhle besuchte, hatte dann mit dem Fuß ein paarmal gegen den Stamm geschlagen, um den Vogel näher zu sehen, wenn er herausfliegen würde, war schließlich, da sich dieser in seinem Gewahrsam nicht stören ließ, auf die untern Äste des Baumes geklettert und schaute nun zu der offnen Türe der Wohnung neugierig hinein. Im ersten Moment fuhr er zurück vor dem giftigen Zischen;



R. Paul. *Glogau, Juli 1909.* *de Wolf.* *Wageningen, Juli 1909.*

Wendehals am Nesteingang, mit Futter im Schnabel.

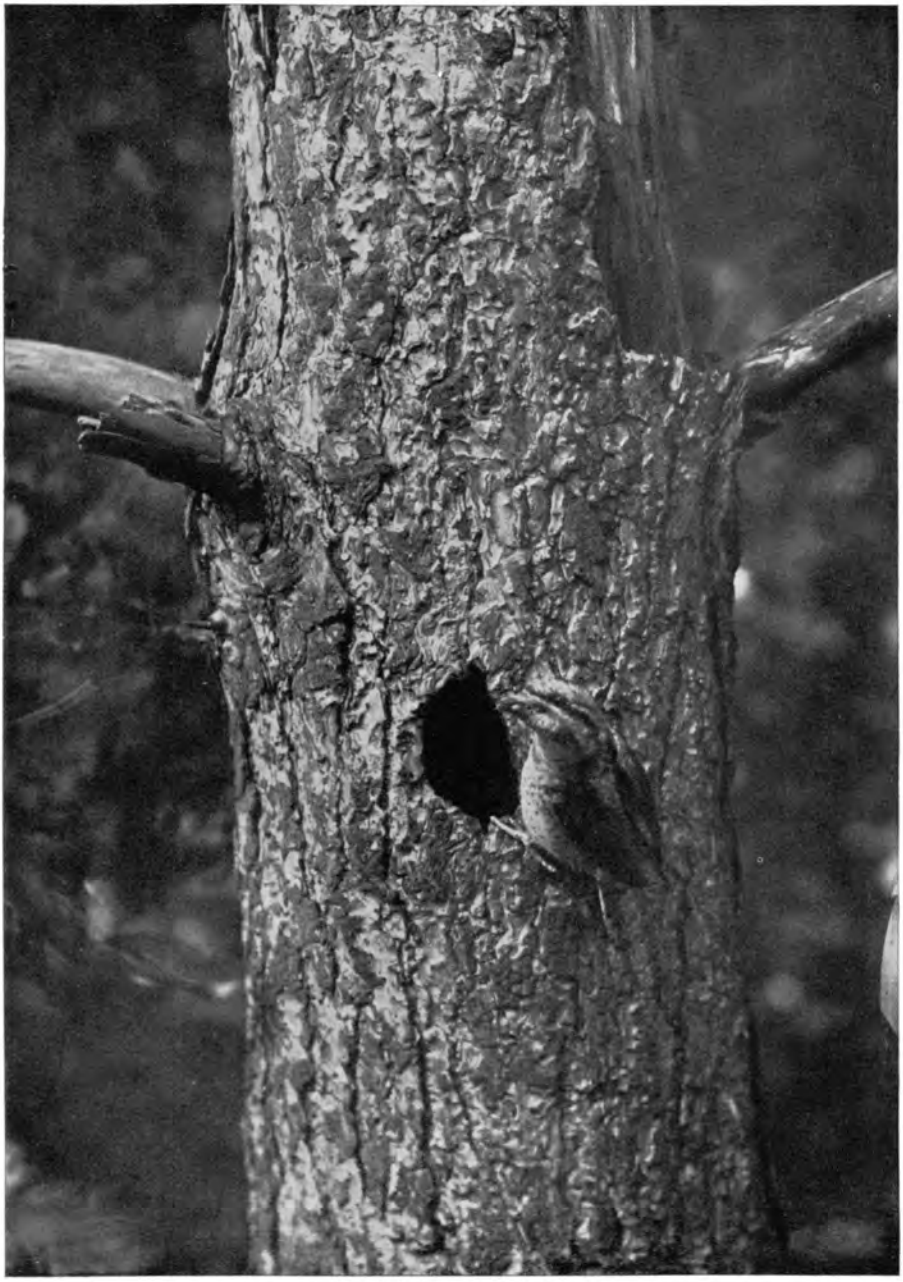
dann aber dachte er, du schaust ihn dir näher an, den kleinen Vogel, der sich hier so wütend gebart, und so saßen die beiden ungleichen Geschöpfe wohl fünf Minuten einander gegenüber: in der Höhle, mit dem Kopf und Hals aus der Öffnung herausschauend, der graubraune Vogel und auf den blühenden Ästen der wissensdurstige Knabe.

Eine boshafte Schlange scheint der unschuldige Vogel genau zu kopieren; den Schnabel reißt er weit auf, daß sich im Rachen die Zunge zeigt, lang und spitzig, als wolle sie stechen, wie's die Menschen von der Schlangenzunge wohl meinen. Der Kopf mit den aufgerichteten Federn am Scheitel und der geblähten Kehle bewegt sich auf dem windenden Hals hin und her; dieser ist fast unnatürlich in die Länge gezogen, und unheimliches Zischen dringt fortgesetzt aus Rachen und Hals. Kein Wunder, wenn der Unerfahrene erschreckt seine Hand zurückzieht aus Furcht vor dem Biß einer giftigen Schlange, die hier im Baumloch haust und jeden bedroht, der sie stört. Selbst starke Räuber, wie Sperber, Häher oder Katzen, Marder und Wiesel, schreckt der Wendehals durch solch schlaues Manöver, daß sie Reißaus nehmen. Und wenn ein Eichhörnchen naht, um Vogelnester zu plündern — denn auf eine Eierspeise ist der niedliche Nager gar lüstern — da schießt der besorgte Vogel aus seiner Höhle heraus, streckt sich und dehnt sich, soweit er's vermag, breitet den weichen Schwanzfächer aus, zittert mit den hängenden Flügeln, hebt und senkt abwechselnd die Federn des Scheitels und schneidet die allerseltsamsten Grimassen. Eine Schlange ist's oder sonst ein giftiges Reptil,

so scheint das Eichhörnchen zu denken, solch' Wesen versteht keinen Spaß, und in langen Sätzen flieht es den unheimlichen Gesellen. Die Verstellung ist glänzend gelungen.

Furcht vor der Schlange zeigen nicht nur die Menschen, sondern die meisten höheren Tiere; sie stutzen alle beim Anblick des seltsamen Wesens, das sich in Windungen unhörbar auf dem Boden fortbewegt, sie weichen zurück vor dem wütenden Zischen. Hat der Wendehals seine Defensive der Schlange wohl abgeguckt und ahmt seine kleine Person diese Bewegungen des gefürchteten Tieres nun absichtlich nach? O nein, von der Schlange am Boden weiß unser Wendehals nichts; die Schreckstellung, die ihn schützt, hat er auch nicht von Vater und Mutter gelernt, ein Manöver ist's, das ihm im Blut liegt; denn auch Wendehälse, die man dem Neste entnimmt und aufpäppelt, üben, sobald sie erwachsen sind, bei jedem Schreck das drohende Spiel, dem man dann gar belustigt zuschaut. Die Menschen nur erkennen in dem Gebaren des Vogels eine Ähnlichkeit mit dem Verhalten der Schlange, wie die Lokalnamen beweisen: Natterhals, Natterzange, Ottern- oder Nattern-wendel. Andern Geschöpfen aber hat die Verteidigungsstellung des Vogels etwas Schreckhaftes, Furchteinflößendes; an eine Schlange denkt wohl kein einziges dabei.

Die Einrichtung der Wohnung macht den Wendehälsen, wie den meisten Höhlenbrütern, nicht viel Sorge und Arbeit. Schnell ist das Loch von den gröberen Holzbrocken gereinigt; die feineren Teile, den Holzmull, läßt man ruhig darin. Ein paar Hälmchen, Haare und etwas Moos wird besorgt, aber nur wenn man's gerade zur Hand hat; sonst genügt die dünne Schicht Baumerde, die fast jede Höhle aufweist, vollkommen. Die Eierchen sind rein weiß, wie es sich für einen Höhlenbewohner paßt — in dem sichern Gewahrsam bedürfen sie ja keines Schutzes — und so dünn sind die Schalen, daß der Dotter rötlich hindurchschimmert. Sieben bis zehn Stück zählt das volle Gelege. All die Schreihälse zu sättigen, macht den Eltern viel Mühe; Ameisenpuppen werden den Kleinen zuerst gereicht, eine leicht verdauliche Speise. Aber die weißen Tönnchen sättigen nur auf ganz kurze Zeit, und sie sind nicht immer so leicht zu haben. Da müssen die Alten oftmals weitere Flüge unternehmen, wogenförmig durch die Luft, was sie im allgemeinen recht wenig lieben. Wie sie laufen und rennen, die gelben oder schwarzbraunen Ameisen, wenn der Wendehals mit dem Schnabel in dem Haufen herumstochert. An seiner wurmförmigen, klebrigen Zunge bleiben die geängstigten Tiere hängen, wie an der Leimrute das Vöglein. Er zieht die Zunge in seinen Rachen zurück und verschluckt die Gefangenen befriedigt, vielleicht ein ganzes Dutzend auf einmal. Nun aber schnell, die zartesten Bissen, die Ameisenpuppen, für die Kleinen daheim! Er weiß sie zu finden trotz aller List der Insekten; mit der Zunge spießt er sie auf und bringt sie den Kindern. Dann fliegt er wieder



W. Farren. *Near Mildenhall, Juni 1905.*

Wendehals am Nestloch.

K. Soffel. *Zara, Mai 1909.*

Halbflügge Wendehälse.

hierher; den ganzen Tag ist er von früh bis abends beschäftigt, und zum gemütlichen Ausruhn, zum Rufen und fröhlichen Lachen bleibt ihm kaum mittags ein Stündchen. Auch in und unter dem Rasen sucht der Wendehals häufig nach seinen Lieblingsinsekten; er hackt in die Erde, und dann leistet ihm seine Zunge die wichtigste Hilfe, weil er sie tief in alle Löcher und Ritzen zu stecken vermag. Was ihre Spitze berührt, das wird gespießt, und was ihre klebrige Haut betastet, das ist gefangen.

Nach ein paar Tagen piepen und wimmern die Kleinen lauter und lauter, wenn eins der Eltern herbeifliegt; der Hunger läßt sich unmöglich bloß mit Ameisenpuppen stillen. Da muß kräftigere Kost herbei, und namentlich größere Bissen müssen der hungrigen Schar nun gereicht werden. Zarte Räupchen sind besonders willkommen, aber auch andre Insektenlarven, wie sie zwischen den Rindenrissen an Stämmen sich bergen; die lange, bewegliche Zunge der Alten weiß alles zu finden. Dazu haben sie stets ein wachsames Auge, und zeigt sich nur in der Ferne eine schleichende Katze, eine Elster, ein Eichelhäher, gleich umflattern die Eltern mit scheltendem „Scheck, scheck" den Feind und ruhen nicht eher, als bis dieser aus ihrem Gesichtskreis gewichen ist. Aber noch ängstlicher ist ihr Gebaren, wenn die Kleinen den sichern Winkel verlassen haben und nun mit schwirrendem Schreien auf einem der unteren Äste des alten Apfelbaums sitzen; das ist die gefährlichste Zeit für die kleine Gesellschaft, die es noch nicht versteht, rechtzeitig zu fliehen und sich vor den zahlreichen Feinden zu bergen. Erst wenn die Jungen ziemlich

erwachsen sind, werden sie selbständig, dann drehen sie auch bei jeder Gelegenheit ihre Hälse und schneiden Grimassen, ganz wie die Eltern.

So vergeht Woche um Woche. Um die Mitte des Wonnemonds begann das Weibchen mit dem Legen der Eier; in der ersten Hälfte des Juni piepten die Jungen in der dunkeln Höhle; gegen Ende des Monats flogen sie aus, und nun wandelt die Sonne schon wieder etwas kürzere Bahnen am Himmelsgewölbe, da betteln noch immer die Kinder bisweilen um einen Bissen. Unter solchen Umständen müssen die Wendehälse darauf verzichten, noch einer Brut das Leben zu schenken, zumal sie ja recht zeitig die Heimat verlassen. Im Juli leben die Familien meist ziemlich versteckt auf Bäumen und im dichten Gebüsch, im August finden sie reichliche Tafel auf den Gemüsebeeten im Garten, auf Kohlfeldern und Krautäckern. Hier treffen sie sich mit andern Familien ihres Geschlechts, besprechen die Reise, die sie nun bald nach wärmerer Gegend entführt, und in kleinen Trupps ziehen sie ab, um erst nach etwa acht Monaten wiederzukehren, wenn Busch und Hain sich von neuem belaubt haben.

Trotz dieses kurzen Aufenthalts in Mitteleuropa dringt der seltsame Vogel doch weit nach Norden vor. Fast bis zum arktischen Kreis dehnt er sein Brutgebiet aus; noch im nördlichen Finnland und in Mittelsibirien ertönt im Frühling und Sommer sein monotones „Gäthgäthgäth"; dagegen ist er in Südeuropa ein ziemlich seltener Gast, ja in Griechenland hat man ihn nur im Winter gesehen.

Duncan. *New Forest.*

Wendehals.

Der Hühnerhabicht.

Von Hermann Löns.

Der letzte Hof im Dorfe, der hart an der Landstraße liegt, gehört dem Anbauer Jürn Brinkmann. Es ist nur ein kleiner Hof, aber er nährt seinen Mann. Und er nährt auch die Frau, die zu einem richtigen Manne gehört.

Jürn Brinkmann steht bei seiner jungen Frau auf der Diele und sieht zu, wie sie Kartoffelpuffer backt. Er ist rechtschaffen hungrig, denn er hat schon drei Meilen hinter sich. Er ist nebenbei noch Jagdaufseher über die große Gemeindejagd und hat vor Tau und Tag das Bett verlassen und abgespürt, ob er nicht endlich für den Pächter den braven Hirsch bestätigen kann, der im Bruchwalde steht.

Schmunzelnd steht er neben seiner glatten Frau und sieht zu, wie sie die Puffer wendet. Die Herbstsonne fällt auf die Diele und die Hühner gehen an den Wänden entlang und picken die letzten Fliegen fort. Da schreit eine alte Henne plötzlich schrill auf, alle anderen Hühner tun dasselbe und rennen unter die alte Haferkiste, verstecken sich hinter Körben und Mollen, und mitten auf der Diele flattert schreiend der Hahn umher und schlägt mit vier Flügeln.

Ja, mit vier Flügeln. Frau Brinkmann ist so entsetzt, daß sie den Puffer aus der Pfanne in das Herdfeuer fallen läßt, und ihr Mann macht vor Verwunderung den Mund auf, daß die schöne neue Pfeife hinfällt und in Scherben geht. Und dann springt er zu und greift einen Besen und schlägt damit nach dem seltsamen, glühäugigen, bunten Vogel, der auf dem Hahn reitet, und er trifft nur zu gut, denn da liegt der Hahn und zuckt nur noch einmal mit den Beinen und daneben liegt, mit der Pfanne in der Hand, die junge Frau, denn der Habicht, der dem Schlag auswich, flog ihr unter die Röcke und dann Brinkmann an der Nase vorbei zur Dielentür hinaus.

Am folgenden Tage ist Sonntag und da geht Brinkmann nachmittags in den Krug und erzählt die Geschichte von den Kartoffelpuffern und dem Hahn und dem Habicht. Das gibt ein herzhaftes Gelächter in der Runde und man beglückwünscht ihn zu dem Hühnerbraten. Und dann erzählt der Vorsteher auch eine Habichtsgeschichte.

„Ja," sagt er, „das ist nun meist vierzig Jahre her, aber ich weiß das heute noch so genau, als wenn es gestern war. Damals waren die Habichte noch häufiger und brüteten in den Vorhölzern und nicht da hinten in der Wildnis. Das war an einem schönen Maimorgen, da hütete ich

M. Behr. Habichthorst mit flüggen Jungen. *Brambach, Juni 1908.*

mit meiner Schwester, die jetzt in Neumühlen verheiratet ist, die Gänse auf dem Anger beim Dorfe. Mit eins schreien die Gänse los und rennen wie unklug hin und her und da hat ein Habicht ein Gössel und will damit fort. Meine Schwester schreit und ich haue mit der Peitsche hin und meine Schwester schreit, denn ich hatte sie getroffen, und der Habicht läßt das Gössel los und fliegt weg. Na, wir nehmen das Gössel auf, das am Totgehen war, und wie wir da so stehen und es in der Hand haben, da schreien die Gänse wieder und da ist das Lork von Habicht wieder da und geht mit einem andern Gössel ab. Ja, es sind freche Lörke, die Habichte."

Nun ist die Uhr aufgezogen und jeder weiß eine Habichtsgeschichte. Der Müller erzählt, wie früher, als er noch seine eigene Jagd bejagte, ihm der Habicht ein Feldhuhn, das er gerade geschossen hatte, dicht vor dem Hunde fortnahm. Kordes gibt die Geschichte zum besten, die sich vorletzten Sommer auf seinem Hofe begeben hat. Da kam ein Habicht an, jagte die Tauben in den Schlag, kroch hinterher und kam mit einer Taube wieder heraus. „Kinder," sagte Kordes, „das ging so schnell, daß ich gar nicht dazu kam, den Schlag zuzumachen."

„Ja," spricht der Halbmeier Meyer, „fix sind die Biester man einmal, und ganz barbarisch frech sind sie auch. Das mögen so an fünf Jahre her sein, da treffe ich meine Ente mit ihren Jungen auf dem Bache und jage sie nach Hause. Na, ich warf und schrie und trampelte am Ufer

H. Röhrig. *Würzburg, Juni 1909.*

Junge Habichte im Horst.

entlang, und da fliegt etwas über meinem Kopf hin, mitten zwischen die Enten, nimmt eine junge Ente vom Wasser auf und fliegt damit nach dem Bruche." Der Schuhmacher Mertens, der die Fischerei in dem Bache gepachtet hat, meint: „Das ist noch gar nichts. Ich habe einmal ein Stück mit einem Habicht erlebt, das geht über den grünen Klee. Wir sitzen am Sonntag alle vor der Türe und sehen den Kindern zu, die mit den jungen Katzen spielen. Unsere Berta wirft einen Ball hin und die kleinen Katzen laufen hinterher. Da kommt wie ein Ungewitter der Habicht über den Zaun, nimmt die schönste Katze, eine dreifarbige, auf und ehe wir noch recht wußten, was los war, war er heidi."

Endlich nimmt auch der alte Schäfer, der wegen seines Gliederreißens nicht mehr hütet, das Wort. „Manchmal kommt aber auch solch Habicht eklig zupasse. Das habe ich vor zehn Jahren zu Pfingsten erlebt. Da stand ich auf der Heide bei meinen Schnucken und sah, wie ein mächtig großer Habicht einen alten Hasen fing. Er konnte ihn aber nicht gleich tot kriegen und der Hase ging mit ihm in einen Wachholderbusch. Und dann kam der Hase auf der anderen Seite wieder zum Vorschein und machte, daß er fortkam. Von dem Habichte sah ich nichts. Das wunderte mich und da ging ich nach dem Busche und was meint ihr wohl, was ich da fand? Da lag der Habicht dreiviertel tot und das Eingeweide hing heraus, weil ihm

H. Röhrig. *Würzburg, Juni 1909.*

Habichthorst mit erwachsenen Jungen. Reste eines Raubs (Eichhorn) auf dem Horst.

H. Köhrig. Habichthorst mit erwachsenen Jungen. *Würzburg, Juni 1909.*

ein Bein aus dem Leibe gerissen war, und das abgerissene hing noch fest an einem Zweige von dem Strauche. Der Habicht hatte sich festgehalten und der Hase war so im Schuß, daß er ihm das Bein aus dem Leibe riß."

Gerade will der Tischler mit einer Habichtsgeschichte aufwarten, da kommt die Wirtin hereingestürzt und meldet, daß soeben der Habicht vor ihren Augen ein Huhn gegriffen und nach dem Busche geschleppt habe. Alles, was frisch auf den Beinen ist, springt auf und läuft nach dem Busche. Aber man hat es falsch angefangen, denn als man bei dem Busche ist, streicht der Habicht mit dem Huhne über die Wiesen ab. Ganz tief fliegt er, denn das Huhn ist schwer, aber er bringt es doch über den Bach bis in die Kiefernbesamung und dort fällt er mit ihm ein und kröpft weiter. Zwei Tage später findet der Jagdaufseher die Federn. Die Knochen hat sich der Fuchs geholt.

Mitten im großen Bruche liegt ein Stück Wald, das ist von selbst angeflogen. Kiefern, Fichten, Birken und Erlen wachsen da wild durcheinander, und darunter sind Weiden und Faulbaum, Porst und Brombeeren dicht durcheinander gefilzt. Dort hat das alte Habichtsweibchen seine Schlafstatt. In einer dichtkronigen Fichte dicht an den Stamm gedrückt, hockt es

H. Röhrig. Habichthorst mit Jungen. *Würzburg, Juni 1909.*

mit krummem Rücken da und verbringt die Nacht. Wenn das Rotwild unter ihm her zieht oder die Rehe an dem Graben entlang ziehen, der Fuchs über den Altweg schleicht und der Hase dahinhoppelt, das vernimmt es alles, ohne daß es sich dadurch stören läßt. Die Nacht geht aus dem Walde, der Nebel fällt in das Gras, die Sonne bestrahlt den Wipfel der Fichten. Da ordnet der Habicht sein Gefieder, schüttelt sich und streicht aus seinem Verstecke. Er fliegt den Altweg entlang, schwenkt dicht über dem Boden her an der Kante des Bestandes hin, zieht das Hauptgestell entlang, und biegt in ein Quergestell ein. Wo er sich blicken läßt, warnt der Häher, erschallt das Angstgeschrille der Drosseln, melden Rotkehlchen und Meisen. Das Rotwild macht lange Hälse, die Rehe verhoffen und der Hase macht einen Kegel und fährt in den dichten Busch.

Am Rande des großen Holzschlages steht eine Eiche, breitästig und kraus. Dort schwingt sich der Habicht ein. Die gewaltigen gelben Griffe mit den nadelscharfen, stahlfarbigen Krallen umklammern den Ast dicht am Stamme. Hochaufgerichtet, ganz steil, sitzt er da; ab und zu geht der Kopf hin und her und überallhin blicken die gelben Mörderaugen. An den Brombeeren pflücken die Rehe; die kümmern ihn nicht. Aber das rote Ding, das da in langen, ängstlichen Sprüngen über die Blöße kommt, das ist etwas für ihn. Er läßt sich vom Aste bis dicht auf den Boden fallen, flattert hastig, schwenkt gewandt um die Birken, steigt über das hohe Brombeergestrüpp, daß der Sprung Rehe entsetzt nach allen Seiten auseinanderprescht, und stößt blitzschnell nach dem Eichkätzchen. Das macht einen Satz und birgt sich in den Dornen. Aber der Habicht gibt die Jagd nicht auf. Er macht

eine Schwenkung um den Busch, fußt vor ihm und im Sitzen fährt sein rechter Griff in den Busch, faßt das Eichkätzchen bei der Keule und reißt es heraus. Der zweite Griff faßt es in den Nacken und schlaff und leblos hängt es in seinen Krallen, während er damit in den Bestand streicht. Dort kröpft er es auf dem Wurfboden einer Fichte in aller Muße, streicht den Wiesen zu und nimmt Unterschlupf in einer krausen Kiefer, von der er weiten Auslug hat. Wandernde Häher flattern ängstlich von dem Forste her; ein ganzes Dutzend ist es. Der vorderste will sich gerade nach der Fahrt über das freie Wiesenland in das Randgebüsch stürzen, da bricht der Habicht aus dem Busche. Einen gellenden Angstschrei stößt der Häher aus, alle seine Brüder fallen mit ein, aber ehe er den Busch hat, wirft der Habicht sich nach unten, legt sich in der Luft halb auf den Rücken, schlägt mit dem linken Fange den Häher von unten, wendet und stiebt mit seiner Beute in das Unterholz. Hinter ihm her kreischen die anderen Häher. Nachmittags greift er vor dem Dorfe noch eine Elster und ein Hermelin.

Der nächste Tag ist grau; die Luft ist dick. Das ist das beste Jagdwetter für den Habicht. An solchen Tagen lauert er nicht, da übt er die Parforcejagd aus. Niedrig über dem Boden streichend jagt er die Feldmark ab, aber sie ist leer. Eine einzige Lerche erwischt er. Auch auf den Wiesen ist nichts zu finden, und in der Heide ist es ebenso. Da streift er das Bruch ab, erbeutet aber nur eine Amsel. Endlich macht er in einer krausen Fichte im Moore Rast. Irgendwo in der Ferne trompeten Kraniche; das ist nichts für ihn. Der Kolkrabe ruft über ihm in der Luft; das ist auch nichts. Rehe ziehen dahin; das ist erst recht nichts. Aber jetzt reckt er den Hals lang und späht nach Süden, wo es einige Male weiß aufblitzte, und im nächsten Augenblick ist er unterwegs. Erst geht es eine Weile dicht über dem braunen Heidkraute und dem gelben Pfeifengrase her geraden Fluges, höchstens wird um die Birken und Krüppelkiefern ein kleiner Bogen gemacht. Dann geht es nach rechts hinter die Kieferndickung, um sie herum, und dann mit hastigen Schlägen dem alten Torfabstich zu. Einen blitzschnellen Bogen beschreibt er dicht über dem Boden, so schnell, daß die drei Birkhähne, die dort Moosbeeren pflücken, erst zur Besinnung kommen, als der eine von ihnen schon die Krallen des Habichtes in den Weichen hat. Lautpolternd reiten zwei ab, mit dem dritten balgt sich der Habicht noch ein Weilchen im Torfmoose umher, bis er ihm den Garaus gemacht hat.

Den nächsten Tag jagt er nicht; der Birkhahn hält vor. Am dritten Tage aber treibt ihn der Magen wieder aus seiner Fichte heraus. Den Vormittag hat er Unglück. Eben hat er ein Feldhuhn geschlagen und schleppt es in ein Vorholz, da äugt ihn eine Krähe und fünf Minuten später hat er zwanzig auf dem Halse. Er macht, daß er weiter kommt, läßt das Huhn aber nicht los. Auf blanker Wiese muß er aber Halt machen. Mit

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Mai 1909.*

Habichtweibchen, nach kreisendem Bussard äugend.

mörderischem Gekreische haßen die Krähen auf ihn; noch einmal strich er weiter und nimmt das Huhn mit, aber ehe er den Wald erreicht, hat er so viele Püffe abbekommen, daß er es fallen lassen muß. Bis tief in den Wald hinein verfolgt ihn die schwarze Gesellschaft und er muß lange in der dichten Krone einer Fichte warten, ehe er die Lärmmacher los wird. Und wie er dann auf Umwegen dahin streicht, wo er das Huhn fallen ließ, ist nichts mehr davon übrig; die Krähen haben es sich gut schmecken lassen. So muß er neue Beute suchen und da ihm das blanke Feld mit dem Krähengesindel verleidet ist, treibt er sich bei den Vorhölzern umher, wo er schließlich eine Ringeltaube aus dem Fluge herausstößt und schlägt.

In den nächsten Tagen nimmt er an den Krähen blutige Rache. Eine Nebelkrähe sitzt auf einer Randeiche des Forstes und krächzt und quarrt und quinkelt, als wäre es April und nicht Ende Oktober. Von hinten kommt der Habicht durch den Wald herangeschwenkt und schlägt ihr die Krallen in den Rücken. Sie schreit entsetzlich und versucht nach ihm zu hacken, aber schnell faßt er sie in das Genick und nimmt ihr das Leben. Kaum hat er sie abseits geschleppt und begonnen, sie zu rupfen, da hört er es rauschen und brechen, es kracht und rasselt. Er läßt die Krähe fahren und streicht ab. Wütend schießt der Jagdaufseher, der eben einen Hasen

14*

geschossen hatte, hinter ihm her; aber der Habicht ist flinker. Verärgert streicht er nach der anderen Seite des Waldes, holt eine vorüberstreichende Krähe aus der Luft und stürzt sich mit ihr in den Busch. Gerade, wie er sich darüber her macht, knickt und knackt es vor ihm. Er macht einen langen Hals und äugt hin. Da schreitet, in der Herbstsonne funkelnd und gleißend, ein junger Fasanenhahn hin. Jetzt scharrt er in einem Ameisenhaufen. Und jetzt stößt er einen Entsetzensschrei aus, denn der Habicht hat ihn beim Wickel. Aber er griff zu viel Federn, der Hahn reißt sich los und rennt in die enge Fichtendickung. Bis zum Abend hockt er dort, den Kopf vornüber gebeugt, und dann greift ihn der Fuchs.

Seitdem taucht der Habicht alle paar Tage in der Fasanenecke der Jagd auf und die mit viel Mühe und Kosten herangezüchteten Fasanen verschwinden einer nach dem andern. Selbst der alte Hahn muß schließlich daran glauben. Es ist ein geriebener Bursche, der immer in Deckung bleibt. Aber als eines Morgens die Sonne so schön warm auf den Grenzgraben scheint, da spaziert er gemächlich darin umher und scharrt nach Käfern und Raupen. In der hohen Pappel aber sitzt der Habicht und als er es unter den Espenbüschen am Grabenborde schimmern sieht, da besinnt er sich nicht lange und kriegt ihn beim Wickel. Heftig wehrt sich der Hahn, aber der Habicht zwingt ihn und kröpft sich bis zum Platzen voll.

„Nun aber ist Schluß," sagt Brinkmann, wie er die Fasanenfedern findet, und stellt alles, was er an Tellereisen finden kann, auf Pfähle und Erdhügel. Binnen zwei Wochen fängt er: sechs Waldkäuze, acht Sumpfohreulen, drei Waldohreulen, vier Steinkäuze, eine Elster, neun Bussarde, drei Krähen, einen Zwergfalken, elf Turmfalken, eine Bekassine, einen Fasan und einen Hasen. Wütend holt er die Fallen wieder fort und setzt sich mit dem Uhu an. Alles Mögliche haßt auf den Dickkopf, auch ein Habicht, aber ein Männchen. Das starke Weibchen ist nicht mehr in der Gegend; es jagt in der Donauebene und in Ungarn und wenn es ihm dort nicht mehr paßt, in Nordafrika.

Im April aber ist es wieder im Bruche und bei ihm ist ein hübsches Männchen. In der dichten Ecke des Waldes, wo nur selten ein Mensch hinkommt, steht eine hochschäftige Kiefer, umgeben von hohen Fichten. In dieser Kiefer hat ein Schwarzstorchpaar begonnen, sich einen Horst zu bauen. Das paßt den Habichten. Sie belästigen die Langhälse solange, bis diese sich einen anderen Horstbaum suchen. Und nun treiben die Habichte hoch über dem Walde ihre Balzspiele. Sie, die sich sonst ungern zeigen, schweben und kreisen und rufen, aber hier sieht und hört sie niemand, und Brinkmann, der sie von weitem sieht, denkt, es sind Bussarde. Aber auch die Habichte müssen ihren geraubten Horst verteidigen. Ein Schreiadlerpaar will ihn ihnen streitig machen, doch die Habichte sind frecher und die Schreiadler ziehen ab. Als

R. B. Lodge. *Norfolk, August 1894.*

Alter Habicht auf geschlagenem Kaninchen.

das Weibchen schon auf den Eiern sitzt, spähen die Hütejungens den Horst aus, und eines Sonntags beschließen sie, ihn auszunehmen. Der eine Junge ist schon auf der Mitte des Stammes, da fährt ihm das Männchen gegen den Kopf, daß er laut aufschreit und so schnell, wie er kann, herunterklettert. Drei Püffe bekommt er aber noch mit auf den Weg.

Nun haben die Habichte Ruhe. Die tut ihnen aber auch Not. Vier Junge sind zu ernähren, zwei Monate lang im Horste und noch einen, wenn sie beflogen sind. Ein alter Habicht hat immer Hunger, wenn er sich nicht gerade vollgekröpft hat, ein junger aber auch dann noch. Unaufhörlich gieren sie und den ganzen Tag über fliegen die Alten auf Raub. Die Amsel ist ebensowenig vor ihnen sicher, wie der Junghase; sie holen die halbwüchsige Taube aus dem Neste und fangen den fütternden Schwarzspecht vor seiner Bruthöhle. Der Kiebitz auf der Wiese, die Birkhenne im Moore, das Huhn im Felde und die Taube auf dem Hofe fällt ihnen zur Beute, und glückt es ihm in der Nähe nicht, dann streicht das Weibchen über den Fluß, fällt in der Reihersiedlung ein und schleppt einen Jungreiher fort.

Brinkmann, der Jagdaufseher, ist in heller Aufregung. Überall findet er die Reste von halbwüchsigen Hasen und Federhaufen von Ente und Feldhuhn, Waldschnepfe und Birkhahn, Fasan und Taube. Er klopft alle Horste

H. Röhrig. Habichthorst mit Jungen. *Würzburg, Juni 1909.*

in den Vorhölzern ab, wo früher die Habichte brüteten, aber immer sind es nur Krähen und Bussarde, die dort brüten. Er weiß es eben nicht, daß der Habicht, seitdem die Hinterlader aufkamen, ein heimlicher Vogel geworden ist, der nur noch im dichtesten Walde horstet, und der beim Horste sich nicht mehr vertraut und laut benimmt, wie ehemals, sondern still und vorsichtig. Der Förster im Königlichen weiß wohl, wo das Habichtspaar seinen Horst hat, verrät ihn aber nicht. Er hat nur Hochwild und Rehe zu hüten, und die Habichte sind ihm gefällig und halten ihm die Eichkatzen und Häher kurz, die ihm seine Eichensaaten vernichten. Daß sie aus der Reihersiedlung ab und zu ein Dunenjunges fortschleppen, ist nicht schlimm, denn bei sechzig Paaren Reiher sind schon einige Junge übrig, und Ringel- und Turteltauben sind so häufig, daß es darauf auch nicht ankommt. Da der Habicht auch der Vermehrung der Krähen entgegenarbeitet, so schont ihn der Förster.

Jürn Brinkmann aber, der vor allem die niedere Jagd hochbringen soll, kommt aus dem Ärger nicht heraus. Vor seinen leibhaftigen Augen, nur zu weit für den Schrotschuß, kommt das Habichtsweibchen über das Moor gestrichen, einen jämmerlich klagenden Brachvogel in den Fängen.

Ein anderes Mal sitzt der Jagdaufseher in dem Hochsitz und beobachtet einen Bock, dessen Wechsel er ausmachen soll. In der Wiese hoppelt ein Junghase hinter einem Weidenbusche her und verschwindet im langen Grase. Da saust etwas Braunes hinter den Weidenbüschen her, das Häschen klagt und ehe der Aufseher schußfertig ist, geht der Habicht mit seinem Raube ab.

Da stellt er den Habichtskorb mit einer hellen Taube fängisch. Drei Tage ist nichts darin, am vierten hat sich das Habichtsmännchen gefangen, hat aber die Taube trotzdem gekröpft. Brinkmann wirft es lebend dem Uhu in den Käfig, aber wie rasend fährt der Habicht auf die Eule los, daß die in ihrer Angst hinter dem Aufseher Deckung sucht. Mit Not und Mühe fängt Brinkmann den Habicht ein und schenkt ihn dem Schullehrer, der ihm einen Käfig baut. Da sitzt er still in der Ecke, blickt wild umher und flattert wie verrückt gegen das Gitter, wenn ein Mensch kommt.

Zwei Tage später bekommt er Gesellschaft. Das Weibchen hat sich in dem Habichtskorbe gefangen und natürlich die Locktaube auch gekröpft. Spät abends kommt Brinkmann damit bei dem Lehrer an und der steckt es zu dem Männchen in den Verschlag. Als er am anderen Morgen hinkommt, sitzt das Weibchen glühäugig in der Ecke und von dem Männchen liegen nur noch die Knochen und die Federn da. Das geht dem Lehrer denn doch gegen sein gutes Herz und er ruft Brinkmann, der den Habicht töten soll. Der nimmt einen Sack und kriecht in den Verschlag. Aber in seiner Angst krallt sich ihm der Habicht so fest in das Knie, daß der Aufseher Hals über Kopf aus dem Verschlage stürzt und dabei die Tür aus den Lederangeln reißt. „Da geht er hin!" sagt der Lehrer und Brinkmann macht kein kluges Gesicht, wie er den Habicht über dem Dache verschwinden sieht. Zwei Wochen lang stand der Habichtskorb fängisch, aber kein Habicht fing sich darin.

Er war noch schlauer, noch heimlicher geworden; aber überall in Moor und Bruch und Feld und Wiese zeigten die Reste von Hase und Huhn, Ente und Fasan, Kiebitz und Taube, daß er nach wie vor sein blutiges Handwerk trieb.

Stephainsky. *Revier Schiedlow, Baby-Lug, April 1910.*

Stoßender Habicht.

Der Baumläufer.

Von Hermann Löns.

Tot schwimmen auf den Gräben die grauen Frostmotten; ihre Zeit ist vorbei. Schlaff hängen am Haselbusche die graugelben Troddeln; ihre Tage sind vorüber. Der Bergfink erhebt sein Gefieder und wandert nordwärts; seine Zeit ist um.

Noch ist im Felde des Huflattichs goldener Stern die einzige Blüte, nur hier und da im Walde reckt sich aus dem Fallaube eine rosige oder blaue Blume, aber kräftig treibt die Traubenkirsche schon, der Weißdorn zeigt grüne Augen und die Simse spreizt ihre bräunlichen Rispen.

Da klingt im Walde ein Lied. Dünn ist sein Klang und kurz seine Strophe, aber silberhell und glockenrein und voller Lust und Fröhlichkeit. Vom frühen Morgen an klingt es schon, klingt bald hier, bald da, und je mehr die Sonne an Kraft gewinnt, um so öfter, um so heller erschallt die kleine, fröhliche Stimme.

Späterhin, wenn der Waldboden wie Schnee schimmert, wenn die Buchen sich in lichtgrüne Seide gekleidet haben, ist das silberne Stimmchen auch noch da, aber es geht unter in dem Geschmetter der Finken, im Pfeifen der Staare, im Flöten der Drosseln, im Schwirren der Laubvögel, um bald ganz zu verstummen in dem lauten, vielstimmigen Waldkonzerte.

Auch der, der es singt, das lustige Liedchen, ist dann verschwunden. Kein Mensch achtet dann mehr auf das winzige Vögelchen, das behende, wie eine Maus, an dem Stamme emporschlüpft, und das sich bescheiden an der Rückseite des Baumes verbirgt und heimlich abstiehlt, tritt der Mensch näher. Es birgt sich nach kurzem Fluge an einem anderen Stamme und rutscht stumm und nur selten leise zirpend an ihm in die Höhe.

Jetzt aber, wo der Wald noch kahl ist, hat der Baumläufer Bedeutung für ihn. Lange nicht so schön wäre dieser Märzmorgen, erklänge nicht das vergnügte Lied, das so fröhlich aufsteigt und mit einem heiteren Triller endet. Und so klein der Vogel ist, und so unscheinbar er gefärbt ist, er fällt dennoch in die Augen im Vorfrühlingswalde, denn anders, als die anderen Vögel, gebärdet er sich.

Hier, die alte Eiche, deren Rinde rauh und rissig ist, zieht ihn an. Wie ein Schatten fällt er an ihre Wurzel und bleibt dort kleben. Das spitze, gekrümmte Schnäbelchen stochert in den grauen Flechten umher, erwischt

M. Behr. *Cöthen, April 1908.*

In die Nisthöhle schlüpfend. **Baumläufer.** Am Stamm hoch kletternd.

ein Frostspannerweibchen, das gerade seine Eier ablegen will, und schluckt es hinab. Dann schnellen das lange, steife Schwänzchen und die leichtgelüfteten Flügelchen den winzigen Körper empor, die scharfbewehrten Füßchen greifen nach oben, und ruckweise, bald nach links, bald nach rechts sich schiebend, rutscht der Baumläufer an der rauhen Borke empor.

Allerlei winziges Krabbelvolk hat die Märzsonne zum Leben erweckt. Hier rennt ein Spinnchen, aber es kommt nicht weit, denn das spitze Schnäbelchen faßt es; dort reckt ein Käferchen die blanken Schwingen, aber aus dem ersten Fluge wird nichts, denn schon ist es im Magen des Vogels angelangt; das Räupchen, das sich aus dem Flechtendickicht schiebt, die Blumenwanze, die die Rindenritze verläßt, der Borkenkäfer, der aus seinem Schlupfloche schaut, die Mücke, die sich die Fühler putzt, die Milbe, die an einer Stammknospe saugt, die Schildlausbrut, die aus dem toten Muttertiere schlüpft, keins entgeht dem spitzen Schnabel, und mag das Insektenei noch so winzig sein und noch so verborgen, die spitze Zunge spießt es an und befördert es in den Schlund.

Dr. Bethge. *Poritz, Juli 1909.*

Baumläufer am Nistloch.

Mitten im Suchen aber lockt das Vögelchen, denn die Märzsonne bringt es auf wunderliche Gedanken. Und so fein und dünn der Lockton auch ist, einer ist da, der vernimmt ihn doch. Freudiger ertönt sein Jubelliedchen, näher, immer näher erklingt es, und jetzt schwebt das Hähnchen heran und klebt dicht bei dem Weibchen an der Borke. Aufgeregt spreizt das Männchen die buntgefleckten Schwingen und fächert den Schwanz, bläst die seidenweiße Kehle auf und rutscht, sein Lied einmal nach dem anderen hervortrillernd, dem Weibchen nach. Bis hoch in die Krone der Eiche geht die lustige Jagd, in Schraubenlinien um den Stamm herum, und dann stiebt das Weibchen in einen anderen Baum und hinterher fährt sein liebestoller Genosse.

Aber schon naht ein zweites Hähnchen und doppelt lustig wird die Jagd, lauter der Wettbewerb der Silberstimmen; ab und zu hackt ein Hahn nach dem anderen und versucht ihn beiseite zu schieben. Aber bei aller Eifersucht achten sie darauf, wo das Weibchen hinfliegt, und bald in der Eiche, bald in der Erle, jetzt am Stamme und nun unterhalb eines dicken Astes rutschen die drei winzigen Vögel dahin, bis sich endlich das ältere Männchen wütend

Stephainsky. *Tillowitz, Ober-Schl., Mai 1909.*

Baumläufer, in einem Holzstoß sein Wesen treibend. Futter im Schnabel.

Graf zu Münster.

Alter Vogel mit Futter zum Nest kletternd.

Gutenborn, Revier Rukland, Juni 1909.

Junge im Nest.

Baumläufer.

zirpend auf das jüngere stürzt, es mit den mächtigen Klauen packt und vom Aste stößt, daß es ängstlich piepend davonfliegt und dem alten Hahne nicht wieder in die Quere kommt.

Die dicke Eiche an der Fichtendickung ist dem Baumläuferpärchen besonders lieb. Nicht nur deshalb, weil ihre Rinde so rauh und flechtenbewachsen ist und allerlei winzigen Tieren Unterkunft bietet, zumal sie die erste Morgensonne bekommt, so daß schon in aller Früh das Kleingetier aus ihren Rindenspalten hervorschlüpft, sondern hauptsächlich deswegen, weil sie hoch oben am Stamme einen Rindenspalt hat, wie geschaffen für die Absichten des Baumläuferpärchens. Rundumher ist kein Ast und kein Zweig, und der Spalt ist so enge, daß weder Marder noch Eichkatze mit den Köpfen hineinkönnen, und erst nach einem langen, gewinkelten Gange erweitert er sich zu einer kleinen Höhle.

Die Höhle ist nur eng und schmal, aber den Baumläufern genügt sie. Allerlei weiche, warme Dinge schleppen sie herbei und tragen sie in den Spalt, Birkenrindenfetzchen, Espensamenwolle, Spinneweben, Würzelchen und Federn. Große Künstler sind es nicht, die beiden Vögelchen, aber es hat ja auch wenig Sinn, in dem engen Spalt ein kunstvolles Nest zu bauen. Die Hauptsache ist, daß eine Unterlage für die schneeweißen, rotgetüpfelten Eierchen geschaffen, so fest in den Spalt gepfropft wird, daß sie nicht nach unten herausrutschen kann und daß sie den Gegenzug abhält.

So ganz ohne Störung geht der Nestbau nicht vor sich. Erst kam eine freche Blaumeise und versuchte, den Spalt für sich zu erobern, wurde aber so giftig angezirpt, daß sie sich bald verzog. Dann erschien eines Morgens in der Dämmerung eine kleine Fledermaus und wollte sich dort gemütlich

W. Köhler. *Saatwinkel, Mai 1909.*

Eben flügger Baumläufer.

machen, mußte aber vor dem Wutgezirpe der beiden rechtmäßigen Besitzer das Weite suchen. Ein anderes Mal kroch ein Hornissenweibchen mit lautem Gebrumme in den Spalt, machte sich aber schleunigst dünne, als das Hähnchen ihm tapfer eines auf den dicken Kopf gab. Das Allerschlimmste begab sich aber am Tage darauf, denn da flog der Schwarzspecht die Eiche an und meißelte halbfußlange Rindenstücke herunter. Schon war er dicht bei dem Rindenspalt, da fuhren die beiden winzigen Vögelchen ihm aber mit solchem Lärm entgegen, daß er ganz verdutzt abstrich.

Bislang hat das Männchen immer noch fleißig gesungen, wenn auch sein bescheidenes Liedchen kaum mehr zu hören war in dem großen, vielstimmigen Waldorchester. Nun aber, da der Wald grün ward, singt es nur selten noch, denn es hat dem Weibchen zu helfen, die Brut aufzubringen. Den ganzen Tag über flattert bald das eine, bald das andere zu der Rindenritze, sieht sich noch einmal um und schlüpft in den Spalt hinein, und jedesmal ertönt daraus vielstimmiges, feines Gezirpe. Eines Tages erscheint ein Köpfchen mit halb ausgewachsenem, spitzem Schnäbelchen in dem Spalt, und neben ihm noch eins. Und am anderen Tage sind es drei und tags darauf vier und nach drei weiteren Tagen warten sieben kurze Schnäbelchen auf Futter und sieben orangegelbe, rote Rachen öffnen sich, wenn der Lockton der Alten erschallt.

Noch eine Woche weiter, und eins der Jungen wagt sich aus der Ritze heraus und sind auch seine Schwingen noch kurz, ist auch das Schwänzchen kaum halb so lang, wie das der Alten, der junge Baumläufer krabbelt doch ganz sicher mit seinen gewaltigen Füßen an der rauhen Borke umher und

einige Tage hinterher wagt er sich schon rund um den Stamm herum. Noch eine Woche später ist die Rindenritze tagsüber verlassen und neun Baumläufer zirpen und piepsen in der Nachbarschaft umher; das ist ein seltsames, sonderbares Huschen und Rutschen an den rauhen Rinden von Eiche und Buche, ein wunderliches, eigenartiges Geflatter und Geflügel von Stamm zu Stamm, fast gespenstig dem Menschen dünkend, der diese Vögel nicht kennt, und deren Bewegungen und Stimmen ihn mehr an Mäuse, denn an Vögel erinnern.

Der Sommer ging hin, der Herbst ist da. Die Baumläuferfamilie hat sich geteilt. Nicht mehr kümmern sich die Alten um ihre Brut, nicht mehr das Hähnchen um das Weibchen; jeder streicht für sich umher, heute im tiefen Walde, morgen im Vorholze, übermorgen im Gutsparke und in den Baumgärten, heute allein und morgen in Gesellschaft. Und in einer seltsamen Reisegesellschaft. Unternehmer ist der große Buntspecht. Mit hellem, herrischem Rufe weist er der Reisegesellschaft den Weg von Wald zu Wald. Wo er hinstreicht, flattern alle ihm nach, die frechen Kohlmeisen, die bunten Blaumeisen, die lustigen Sumpfmeisen, die niedlichen Schwanzmeischen, die winzigen Goldhähnchen, die stattlichen Kleiber, und dazwischen huschen auch, mit dem bunten, lauten, lustigen Volke reisend, aber sich doch immer für sich alleine haltend, einige Baumläufer, und wenn das Meisenvolk zwitschert und kichert und zetert und zankt und wie toll lärmt, die Baumläufer bleiben still oder piepsen ab und zu ganz leise vor sich hin.

Kommt der Abend heran, dann schlüpfen sie zu mehreren in irgendein enges Baumloch oder in eine tiefe Stammritze, oder suchen Unterkunft unter dem Strohdache eines Bauernhauses, bis die Sonne sie wieder ermuntert und sie an Scheunen, Schuppen und Ställen, an den Stämmen der Bäume in Garten und Wald dem Frostspanner nachstellen und allem, was sich vor dem Winter hinter Rindenschuppen und im Moose und Flechtengespinnste der Bäume verbarg; heute treiben sie sich im Laubwalde umher, morgen im Nadelholze, suchen die eine Woche die Bergwälder ab und die andere die Forsten vor dem Moore und auf der Geest, bald allein, bald zu mehreren, bald wieder in bunter Meisengesellschaft unter Führung eines schwarzweißroten Spechtes, immer still vor sich hinsuchend und einsilbig bleibend Tag für Tag.

Sobald aber im Februar die Sonne mehr Gewalt bekommt, überkommt sie die Lust, zu singen, und ehe noch der Haselbusch seine Goldtroddeln schwenkt, klingt im kahlen Vorfrühlingswalde des Baumläufers lustiges Silberlied.

Das Hausrotschwänzchen.

Von Martin Braeß.

Ein schmucker Bursche! Ganz oben sitzt er auf der Wetterfahne am Dachgiebel und schmettert lustig sein keckes Liedchen hinaus in die Welt, ein freundlicher Gruß an alle, die unten auf der Straße vorübergehen — nur wenige vernehmen's, und selten schaut sich mal einer um, bis er den kleinen Sänger entdeckt, dessen Figürchen sich so deutlich von der blauen Himmelsglocke abhebt! Zwei Strophen, die immer wiederkehren, das ist alles, was das Hausrotschwänzchen gelernt hat; aber ihm genügt es vollkommen. Selbstgefällig wendet's sein Köpfchen bald nach links und bald nach rechts, macht eine zierliche Verbeugung dazu und schüttelt erregt mit dem rostroten Schwänzchen. Erst schlägt es vier- oder fünfmal ein und denselben Ton an, hastig, stakkato, scharf und bestimmt, dann eine Vierteltaktpause, und nun setzt die zweite Strophe ein, aus ganz eigentümlichen Lauten bestehend, gepreßt und zischend, klirrend und knirschend, und zum Schluß noch zwei oder drei Schläge, die den Tönen der ersten Strophe gleichen.

Manchmal unterbricht der kleine Sänger sein Lied. Ein Insekt hat er bemerkt, das sich am Dachgiebel niederließ; hurtig ist er zur Stelle und verspeist es befriedigt; dann flattert er wieder auf sein erhabenes Plätzchen und singt nach Herzenslust weiter, so gut er's eben versteht. Solcher Lieblingsplätzchen hat er einige am gastfreien Haus des Menschen und in der nächsten Umgebung; immer sind es die höchsten Punkte seines kleinen Reviers, aus dem er sich nur selten entfernt: außer der Wetterfahne die Spitze des Blitzableiters, der rußige Rand des Schornsteins, der Dachfirst, der hohe Fahnenmast vor dem Hause. Und wie eifrig er singt, wirklich einer der fleißigsten Sänger unserer Heimat! Er ist der Frühauf unter all den gefiederten Frühaufstehern. Die Straßen der Stadt träumen noch öd und verlassen in nächtlicher Finsternis, trüb leuchten die Laternen durch den weißlichen Nebel, da sitzt der kecke Bursche schon droben auf seinem Plätzchen und schmettert sein klirrendes Liedchen seelenvergnügt über all die Giebel hinweg. Und auch draußen am Land, wo das Leben am Morgen viel früher beginnt, als in der Stadt, das Hausrotschwänzchen ist doch immer der erste unter allen Bewohnern des Hofs. Das Vöglein begrüßt den Bauer, der im Juni schon vor drei Uhr mit der Sense über der Schulter aus der Türe tritt, das taufeuchte Gras auf der Wiese zu schneiden, mit seiner seltsamen Strophe: „Seht, ich bin doch früher munter, als ihr!" Die blühende Erde ruht noch im Schleier der kurzen Nacht, und nur am nördlichen Himmel

H. Röhrig. Brütender Hausrötel. *Würzburg, Juni 1909.*

zeigt sich ein lichtschwacher Schein, da trillert und schnurrt es schon so lustig vom Schornstein herab: „Wacht auf nun, ihr Schwalben unter dem Dach, ihr verschlafenen Spatzen, ihr Hühner und Gänse im Hof!" Und dann antwortet wohl der Hahn mit hellem Krähen, eine Amsel flattert mit gellendem Schrei aus dem Garten über die Straße, und nun schaut auch schon ein Schwälbchen aus dem Kugelnestchen hervor, schwingt sich aufs Dach, putzt sein Gefieder und leiert dann auch gemütlich sein Plauderliedchen herunter.

Besonders im Vorfrühling kann sich unser Hausrötel im fleißigen Singen kaum genug tun; zu allen Tageszeiten gibt es seine Strophen zum besten, am eifrigsten freilich singt es in den dämmernden Morgenstunden und gegen Abend, wenn der letzte Strahl der untergehenden Sonne seine hohen Lieblingsplätzchen vergoldet; aber auch zu Mittag gönnt sich im Frühling der schmucke Hauskobold nur selten eine längere Pause. Später, wenn die Kleinen im Nest nach Futter verlangen, rufen freilich ernstere Pflichten; aber noch immer weiß der Vater manch Viertelstündchen seiner fröhlichen Kunst zu widmen, und die erste Morgen-, die letzte Abendstunde läßt er sich niemals schmälern. Selbst in der Mauserzeit verstummt der Gesang nicht völlig, immer wieder wird das Stimmchen probiert, und später im Herbst, wenn die Sonne so warm auf das Dach scheint und das Laub des hohen Birnbaums daneben in der klaren, durchsichtigen Luft wie blinkendes Gold leuchtet, da hört man Hausrötels Lied wieder häufiger, als in den Hoch-

H. Röhrig. Hausrötel, mit Futter. *Würzburg, Juli 1909.*

sommertagen. Die andern Vögel in Hof und Garten sind alle verstummt, die meisten weilen schon fern von der Heimat, aber unser niedlicher Hausfreund im rußfarbenen Frack mit den hübschen weißen Abzeichen auf Stirn und auf Flügeln, sitzt noch immer oben am Giebel und schnurrt keck sein Liedchen in die klare Oktoberluft.

Das Hausrotschwänzchen ist einer der letzten, die im Herbst unsre Heimat verlassen. Der Wendehals, der Komiker Gelbspötter, der graue Fliegenfänger, die Mehl- und die Rauchschwalben, mit denen der kleine Vogel den Sommer über gute Nachbarschaft hielt, sind schon längst über alle Berge, wenn er Mitte oder Ende des Weinmonds die Reise antritt; ja manchmal säumt er bis Anfang November; er kann sich so schwer von dem trauten Winkel trennen, wo er glückliche Tage verlebte. „Nun ist's auch fort, das liebe Rotschwänzel," hatten die Kinder des Hauses schon ein paarmal gesagt, und immer hatten sie sich getäuscht; denn am nächsten Morgen oder Mittag sahen sie's wieder, wie es seine zierlichen Bücklinge machte und dazu schnalzte: „huid tze, huid tze tze tze, da bin ich noch immer!" Aber eines Abends erhob es sich höher in die Luft als gewöhnlich; es hörte ein paar Genossen aus der Nachbarschaft locken. Mit ihnen flog es davon in die Nacht. Erst im südlichen Europa erkennt der Vogel das Ziel seiner Reise, ja mancher der Rotschwänze, der im Sommer mit den flachshaarigen Kindern eines thüringer oder hessischen Dörfchens Zwiesprach gehalten, mag übers Mittelmeer

Stephalusky. Jägerhaus Tillowitz, August 1904. *K. Spengler. Rothehütte, Juni 1908.*

Junge Hausrotschwänzchen.

bis nach Ägypten fliegen und den armen Bewohnern der Fellachendörfer in ihre elenden Lehmhütten schauen.

Ende März kehrt der Vogel in die nördliche Heimat zurück, wo er sich sofort durch sein schnurrendes Liedchen bemerkbar macht. Der Landmann begrüßt ihn mit Freuden; denn ähnlich wie die Schwalbe ist ihm auch das Hausrotschwänzchen ein heiliges Vöglein, dem man kein Leid zufügen darf. Nur der Bienenzüchter ist schlecht auf den Vogel zu sprechen. Gewiß, es mag öfters vorkommen, daß er, gleich dem Fliegenschnäpper oder der Kohlmeise, ein paar Bienen erwischt; aber groß kann der Schaden nicht sein, zumal man beobachtet hat, daß er nur kranke, matt fliegende oder ruhig dasitzende Bienen wegschnappt.

Bald nach der Ankunft baut das Pärchen sein Nest. Jeder versteckte Winkel ist den zutraulichen Vögeln recht: ganz oben das Gesims eines mehrstöckigen Hauses unter der Dachtraufe, oder kaum mannshoch ein Sparren an der Gartenlaube, hinter den Blättern von Jungfernrebe oder Jelängerjelieber gut verborgen, ein altes Rüstloch der Hauswand oder eine Öffnung zwischen den Steinen der Gartenmauer, der Pfosten über der Tür unter dem Schutzdach, wenn auch die Menschen tagaus, tagein hier vorübergehen, oder ganz oben der Balkenkopf, der am Giebel ein wenig hervorspringt.

Gar nicht selten wählen sich die Rotschwänzchen die sonderbarsten Plätze für die Wiege ihrer Jungen. Über dem Brunnenrohr, gleich neben dem quietschenden Schwengel, auf dem Blechschirm der Hängelampe im Gartensalon, oder in einem Winkel des Ofenrohrs, auf dem Briefkasten am Tor, oder im Schuppen zwischen dem Feldgerät — es gibt kein Versteck, wo man Hausrötels Nest nicht schon gefunden hätte. Besondere Anziehungskraft

K. Soffel. *Cosmos u. Damian (Südtirol), Juli 1909.*

Junger Hausrötel, erschreckt.

übt die Eisenbahn auf unsern zutraulichen Hausfreund aus; ihre freistehenden Wirtschafts- und Stationsgebäude und die hohen Telegraphenstangen sind dem Vogel willkommen, denn sie gewähren ihm einen freien Umblick nach allen Seiten. So kommt es, daß man kaum einen Bahnhof finden wird, wo sich im Frühling und Sommer nicht Hausrotschwänzchen aufhalten. Das Pfeifen und Fauchen der Lokomotiven, der lärmende Verkehr stört den vertrauensseligen Vogel nicht im geringsten, und was für Nistplätze die Vögel sich hier manchmal wählen, grenzt ans Unglaubliche. In der Holzbude, wo stündlich oder noch öfter die Hebel für Weichen und Signale gestellt werden, zieht ein Pärchen seine Jungen auf einem Balken groß; in die Pufferröhre einer Lowry hat ein anderes Paar ein gar niedliches Nestchen gebaut; aber das reizendste Vogelidyll hat man Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf der kurzen Strecke Greiz-Neumark beobachtet. Ein Hausrotschwänzchenpaar hatte sich in einem Personenwagen angesiedelt, der längere Zeit auf dem Greizer Bahnhof ungebraucht stand, und war bereits beschäftigt, seine mehrere Tage alten Jungen zu füttern, als der Wagen in den Zug eingestellt werden mußte, der die Strecke täglich sechsmal in jeder Richtung zurücklegte. Treu begleiteten die Alten das Nest auf seinen Reisen und fütterten fleißig während des Aufenthalts auf den Zwischen-

15*

Stephanisky.

Am Boden.

Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Juli 1909.

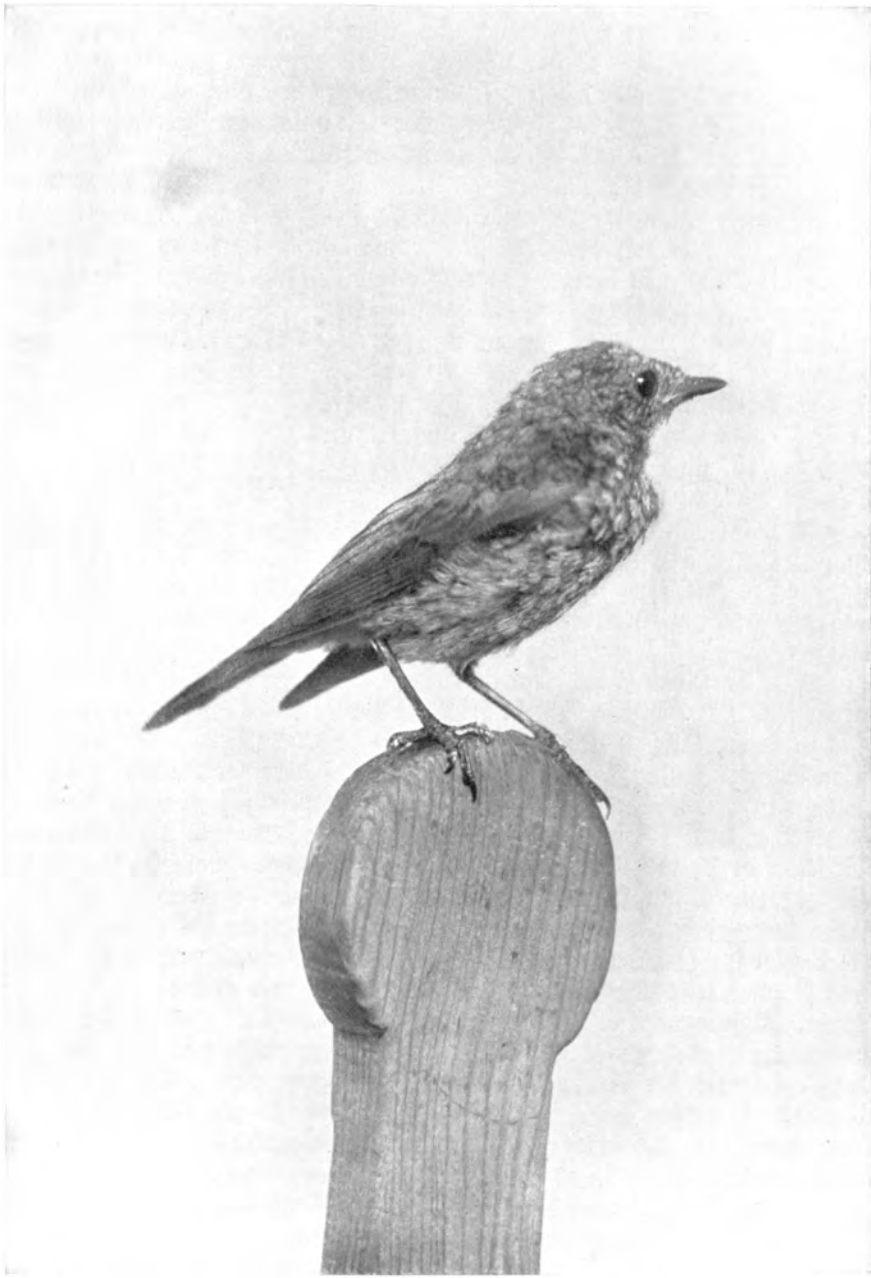
Im Spalier.

Hausrötelweibchen.

stationen. Und richtig, die Vogeleltern und das Zugspersonal hatten nach einigen Tagen die Freude, die Jungen wohlbehalten ausfliegen zu sehen.

Aber nicht alle Hausrötel verdienen ihren Namen; denn viele siedeln sich auch fern von den Ortschaften in Löchern und Ritzen schroffer Felsenwände, zwischen Klippen, in verlassenen Steinbrüchen, in Ruinen und alten Mauern, selbst in Steinhaufen an, oder sie leben zurückgezogen in einer einzeln stehenden Hütte, einer zerfallenen Scheune usw. Die felsigen Gegenden sind dem Hausrotschwänzchen, soweit es nicht die gastlichen Wohnungen der Menschen bevorzugt, die liebsten, und so findet man den niedlichen Vogel oft hoch oben im Gebirge, in den Alpen z. B. noch über der Region des Holzwuchses, gar nicht fern von Gletschern und ewigem Schnee. Weniger sagt ihm die Ebene zu, ja große, einförmige Waldungen meidet er völlig. In den Küstenländern des nördlichen Deutschlands sieht man das Hausrötel weniger oft, als in Mitteldeutschland, ja in Großbritannien ist es eine sehr seltne Erscheinung — erst in der Neuzeit soll sich der Vogel diese Gebiete erobert haben — im südlichen Skandinavien hat man ihn gleichfalls nur ausnahmsweise gefunden, im fernen Island aber ist bis jetzt nur ein einziges Exemplar beobachtet worden, das sich auf dies nördliche Eiland verirrt haben mochte.

Im Nestbau ist der Hausrotschwanz nicht eben ein großer Künstler; aber er versteht es, sich den örtlichen Verhältnissen aufs beste anzupassen. In einer engen Höhlung bedarf die Kinderwiege keines besonderen Haltes; weich und warm sollen Eier und Junge liegen: das ist alles, was man beansprucht. Mehr Sorgfalt erfordert der Nestbau auf einem freien Balkenkopf oder auch in einem Winkel, der nicht von allen Seiten geschlossen ist. Aber das brütlustige Pärchen versteht sich auch darauf; aus zarten Würzelchen, dürren



K. Soffel. *Cosmos u. Damian (Südtirol), Juli 1909.*

Hausrötel, auf einer Latte, von der aus er Insektenjagd betrieb.

Pflanzenstengeln, aus Grashalmen usw. webt es ein napfförmiges, ziemlich dickwandiges Nest, das es dann sorgfältig mit recht viel Haaren, wohl auch mit einigen Federn auspolstert. Am allerbequemsten aber machen sich's die Vögel, wenn sie einfach ein altes Schwalbennest unter dem Hausdach beziehen.

Wenn kein Hindernis eintritt, ist in der zweiten Hälfte des Ostermonds das Gelege vollzählig: fünf oder sechs rein-weiße, bisweilen bläulich schimmernde Eier, glänzend und zartschalig. Nach dreizehn Tagen eifrigen Brütens, an dem sich auch der Vater, wenigstens stundenweise, beteiligt, piepen die Jungen in ihrer engen Wiege und verlangen nach Speise. Keine Kleinigkeit ist's für die Eltern, die hungrige Kinderschar zu befriedigen; aber geschickt sind die Vögel im Fangen, und jeder Winkel ihres Reviers ist ihnen bekannt. An den Mauern und Dächern der Gebäude, an Klippen und Felsenwänden schwirren genug kleine Fliegen umher; allerlei Larven schlummern in den Ritzen von Holz und Stein, und Spinnen hausen in jedem Versteck. Auch der flüchtige Schmetterling ist vor dem geschickten Jäger nicht sicher; wie der Fliegenschnäpper erwischt ihn das Hausrötel im Fluge, und wenn es auch manchmal nur den bunten Flügel gepackt hat, beim zweiten Versuch entgeht der Falter doch nicht seinem Schicksal. Auch am Boden findet sich Nahrung in reichlicher Menge, in den Gärten zwischen den Küchengewächsen und auf den umgegrabenen Beeten: kleine Käfer und Räupchen, Kellerwürmer, Tausendfüße und dergleichen.

Aber das Füttern der Brut ist nur ein Teil der Pflichten, die den Eltern erwachsen. Die Sorge, daß kein feindliches Tier das Nest ausraube, erfüllt ihre Seele von Tag zu Tag immer mehr; denn die Jungen, deren Stimmchen schon kräftiger klingen, verraten leicht den Standort des Nestes. Die Katze schleicht lüstern umher und blinzelt hinaus, von wo die Pieptöne kommen, himmlische Musik für ihre Ohren. Die Alten kennen den Erzfeind; mit scharfem „huid tze" warnen sie die Kinder, die sofort auf dies Kommando verstummen. Dann fliegen sie schreiend hinab ins Gesträuch, ganz in die Nähe des Feindes, knicksen erregt, sträuben ihr lockres Gefieder, blähen die Kehle, springen und flattern in ihrer Angst hin und her; ja sie fliegen dem Räuber wiederholt dicht am Kopfe vorüber, als wollten sie nach ihm stoßen. Mißvergnügt duckt sich die Katze, doch macht sie gleichmütige Miene zu dem Spektakel, als ginge sie das tolle Gezeter nichts an. Jetzt sind aber auch die Vögel der Nachbarschaft auf die Gefahr aufmerksam geworden; alle vermehren den Aufruhr, und nicht eher wird's still, als bis sich die Katze durch ein Loch ins Dunkel des Schuppens zurückzieht. Dann kehren die Hausröteleltern zu ihren Kindern zurück, schauen ins Nest — es ist alles in Ordnung; sie gehen an ihre Arbeit zurück. Mit dem ersten Wurm, den sie finden, ist die Sorge vergessen, und das Männchen trillert an einem der Lieblingsplätzchen wieder seine fröhliche Strophe.

Die gefährlichste Zeit kommt aber noch. Wenn die Jungen ausfliegen, fällt so manches einer Katze oder einem Raubvogel zum Opfer. Denn die unerfahrenen Kinder verlassen den sicheren Winkel meist schon dann, wenn sie nur etwas flattern können; von wirklichem Fliegen ist keine Rede. Die Eltern sind froh, wenn die kleinen Gelbschnäbelchen irgendein sicheres Plätzchen erreichen, wo sie sich festhalten können. Hier sitzen sie nun und betteln mit zitternden Flügeln unaufhörlich um Nahrung. Das ist dann ein ewiges Hin und Her der Alten, ein ängstliches Schreien, auch wenn irgendein Mensch sich nähert, vor dem früher beim Brüten Vater und Mutter nicht die geringste Scheu zeigten.

Nach einigen Tagen sind die Jungen so ziemlich selbständig; sie lernen sehr rasch hüpfen und fliegen, und was gut schmeckt, verstehen sie auch bald. Zwar betteln sie immer noch, wenn einer der Alten in ihre Nähe kommt, selbst jeder andere Kleinvogel, der vorüberfliegt, wird mit zitternden Flügeln begrüßt, und sie erhalten auch noch manches Insekt aus dem Schnabel von Vater und Mutter, die mit ihnen gemeinsam in Hof und Garten herumstreifen; aber den Eltern geht bereits der Gedanke an eine zweite Brut im Kopfe herum, und wenn die Mutter das erste Ei wieder ins Nestchen gelegt hat, dann sind die innigen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern vergessen.

Um Jakobi ist auch die zweite Generation flügge. Noch eine Woche lang werden die zirpenden Jungen geführt und treulich bewacht; dann endlich sind die Eltern aller Sorgen ledig. Der Vater sitzt wieder halbe Stunden lang am Dach und schnurrt sein Liedchen; dann fliegt er hinab zur Mutter, die unterdessen von den roten und schwarzen Holunderbeeren probiert; sie schmecken den Vögeln zur Abwechslung ganz gut, aber Insekten sind ihnen lieber. Bald tritt die Mauser ein, und ist auch sie überstanden, so geht's auf die Reise, gewöhnlich in kleiner Gesellschaft. Fünf Monate dauert's, nicht länger, dann begrüßt das Pärchen seine Heimat wieder mit drolligem Bückling und freudigem Lockton.

X. Siegle. Pforzheim.

Nest und Gelege des Hausrötels.

Der Eichelhäher.

Von Hermann Löns.

Es sitzt ein Vogel im Eichenbaum und gibt ein Potpourri zum besten. Er schwatzt und plaudert, als wäre er ein Pirol oder Würger, und dann schnalzt er wie eine Eichkatze, miaut wie ein Bussard, trompetet wie ein Kranich, ruft wie ein Buntspecht, pfeift wie ein Star und quietscht wie ein Wagenrad. Jetzt kreischt er laut und gellend auf und schwebt dahin wie ein riesengroßer, bunter Schmetterling.

Der Markwart ist es, der Eichelhäher, der Schalksnarr und Irrwisch, Hans Dampf in allen Ecken, Bruder Immerlustig und Meister Wunderlich, der lustige Schwätzer, der fröhliche Spötter, der Hüpfer und Schlüpfer, Schweber und Flatterer, der Prahlhans und der Angstmeier, des Jägers Vergnügen, des Jägers Verdruß, Wildverkünder und Wildvergrämer, der Nestzerstörer und Eichenpflanzer, der alles kann, der alles sieht, alles kennt, der heute pfiffig und morgen dummdreist, eben vorlaut und frech und jetzt wieder heimlich und zage ist, der Vogel, dessen Stimme, dessen Benehmen ebenso voller Gegensätze ist, wie sein Gefieder.

Wie fein, weich und zart ist das rötliche Grau seines Rumpfes. Wie herrlich ist der gelbliche, schwarz übertupfte Scheitel dazu gestimmt und das warme Braunrot der Flügeldecken. Wie toll aber stechen dagegen die leuchtend himmelblauen, schwarz und weiß gestriemten Achselklappen ab, die schwarzweißen Schwingen, die weißen Schwanzdeckfedern und der schwarze Schwanz. Eigentlich müßten diese harten Farben zu dem weichen Grundton des Gefieders nicht passen, aber den Eichelhäher kleiden sie, bei ihm sind sie ebenso zusammengestimmt, wie in seinem Gesange die feinen und die groben Laute, wie in seinem Charakter die freundlichen und die häßlichen Züge.

Auf der blumigen Waldwiese sitzt ein halbes Dutzend Häher. Das schwatzt, das klatscht, hüpft und springt, tanzt hin und her, spreizt die Hollen, nickkoppt und dienert, schaut ernst drein, hopst albern in die Höhe, schnappt den fliegenden Käfer, streut die Erde des Maulwurfshaufens herum, stochert im Moose, scharrt im Grase, hämmert an einem Baumstumpfe, wetzt an einem Steine, quiekt, schnalzt, quarrt, schnarrt, ratscht und tratscht, miaut und flötet, daß der Jäger, der hinter der Eiche steht, vor Lachen kaum ruhig bleiben kann.

Stephainsky. *Tillowitz, Ober-Schl., Mai 1909.*

Brütender Eichelhäher.

K. Soffel. *Bozen, Juli 1909.*

Junge Häher, nach Futter schreiend.

Ein gellendes Kreischen, das sich sechsmal wiederholt, und dahin stiebt das bunte Gelichter, hier, da und dort aus dem Dickicht weiterkreischend. Erstaunt sieht sich der Jäger um; er kann nichts erspähen. Aber das Kreischen dauert fort, ist bald hier, bald da in der Dickung, läßt nach, um betäubend wieder zu beginnen, hört auf und erneut sich abermals, bis es als wildes Wutgekreische näherkommt. Und aus der Dickung schiebt sich ein spitzes Gesicht mit schwarzen Gehören, eine weiße Brust leuchtet, ein roter Leib schimmert, eine buschige Rute zuckt hin und her, und blank und breit steht auf der Wiese Meister Reineke. Langsam hebt der Jäger die Waffe hoch, ein leises Knicken ertönt, daß der Fuchs jäh den Kopf hochnimmt, aber da knallt es bereits, der Fuchs schlägt um und wildes Angstgekreische der Häher erfüllt den Wald.

Am andern Tage pürscht der Jäger einen raumen Stangenort ab. Vertraut schwebt ein Häher vor ihm her, quiekt und schwatzt ungestört, stochert hier im Fallaube, stöbert dort im Grase und taucht in der Dickung unter. Der Jäger bleibt in guter Deckung stehen, die Büchse schußfertig unter dem Arme, denn vor ihm schiebt sich ein roter Fleck durch das grüne Laub. Nicht weit vor dem Jäger schwebt ein Häher auf den Pürschsteig herab, sieht sich scheu um, als täte er unrecht, hackt hastig an dem Rande des Steiges die lehmige Erde los, reißt verrottete Würzelchen heraus, hackt wieder, sich immer ängstlich umsehend, zupft wieder Wurzeln, mit denen

Dr. Bethge. *Weißer Hirsch b. Dresden, Dezember 1905.*

Eichelhäher, Futter suchend.

K. Soffel. *Bozen, Juli 1909.*

Junge Häher, auf Futter wartend.

er sein Nest auskleiden will, schiebt sie sorgfältig mit dem Schnabel zusammen, daß es ein bequemes Bündel gibt und will gerade damit abstreichen, als er den Jäger gewahrt. Die Wurzeln fallen lassen, hastig davonflattern und ein gellendes Warngekreische ausstoßen, das ist eins, und wütend sieht ihm der Jäger nach, denn der rote Fleck da hinten im Laube verschwindet mit jäher Bewegung und weist dabei das starke Gehörn.

Aber so ist der Häher; es ist kein Verlaß auf ihn. Heute meldet er dem Jäger den Fuchs, morgen vergrämt er ihm den Bock. Und so ist er in allem. Gewandt und sicher schwenkt er im Schwebefluge durch das enge Stangenholz, und jammervoll unbehilflich flattert er von Feldbusch zu Feldbusch, immer in Todesangst vor Habicht und Sperber. Er ist so schlau, so überschlau, aber wie der weltfremdeste Seidenschwanz steckt er seinen Dickkopf in die Pferdehaarschlinge der Dohne und endet auf elende Art. In gemeiner Weise verhöhnt und piesackt er den unglücklichen Waldkauz und wehe dem Marder, den er bei Tage antrifft; nicht eher gibt er sich zufrieden, als bis der Schleicher sich in einem Loche verkrochen hat, und die Füchsin, die am Tage auf Raub auszieht, muß ohne Beute wieder in die Dickung, denn unaufhörlich lästernd und kreischend begleiten die Schreihälse sie und warnen alles Getier vor ihr.

In keiner Sache zeigt er festen Sinn. Heute baut er sein Nest in vierfacher Manneshöhe im engen Bestande, das nächstemal scheint es ihm

Stephainsky. *Tillowitz, Ober-Schl., April 1909.*

Eichelhäher.

K. Soffel. *Bozen, Juli 1909.*

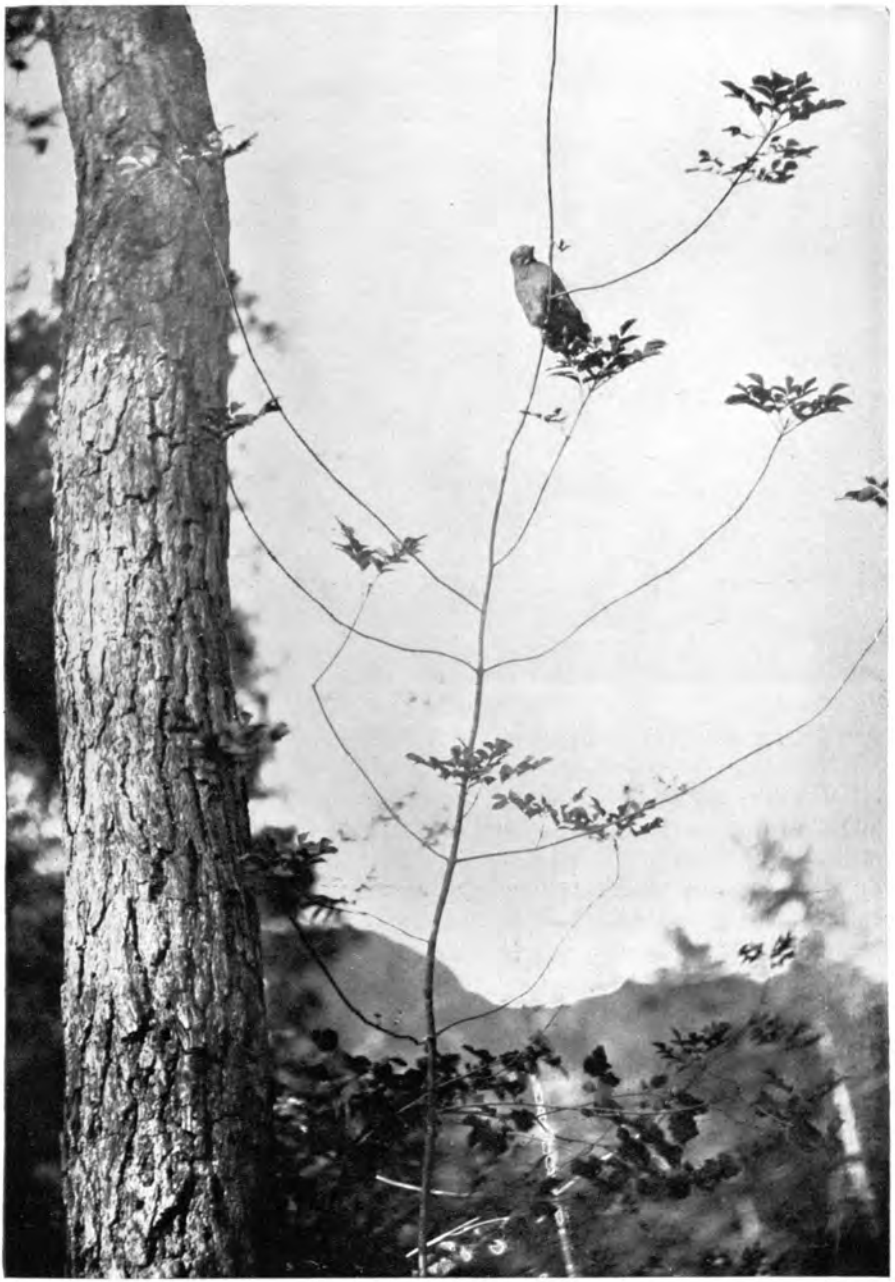
Häher, Futter suchend.

P. Rosenius. *Schonen (Schweden) 1906.*

Junge Häher im Nest.

richtiger zu sein, es fünf Fuß über dem Boden dicht am Fahrwege anzulegen. Steht das Nest heute in der Astgabel dicht am Stamme, so ist es ein anderes Mal in das äußerste Ende eines Zweiges gebaut. Das eine Mal ist es liederlich aus dürrem Laub zusammengestoppelt und oberflächlich mit Wurzeln ausgelegt, dann wieder ist es ein Meisterwerk aus feinen Zweigen und langen Moosranken und auf das Sauberste mit den allerweichsten Würzelchen ausgepolstert, und während ein Nest breit, sparrig und flach ist, ist ein anderes mehr als halbkugelig, hübsch rund und mit einer tiefen Mulde versehen. Einmal liegen vier Eier darin, ein anderes Mal neun, und wenn die einen denen einer Elster ähneln, so gleichen die andern mehr denen von Zwergwasserhühnern.

Und nun erst seine Nahrung. Der Maikäfer ist ihm ebenso lieb, wie die Haselnuß ihm recht ist. Jetzt sucht er vorsichtig einen Zweig nach Schildläusen ab, dann schlingt er ein Dutzend Eicheln herunter, als habe er acht Tage gehungert. Aber da sieht er eine Blindschleiche. Schwupp, hat er sie beim Wickel, und da der dicke Kropf ihn hindert, so würgt er



K. Soffel. *Bozen, Juli 1909.*

Junger Häher, eben angeflogen.

Graf Münster. *Revier Ruhland, Juli 1909.*

Häher bei seinen Jungen, bei und nach dem Füttern.

die Eicheln heraus, quält die Schleiche zu Tode, frist ein Stückchen davon und will gerade fortfliegen, denn es gelüstet ihn nach Brombeeren, da fallen ihm wieder die Eicheln ein. Mitnehmen? nein, dazu hat er keine Lust. Liegen lassen? erst recht nicht. So buddelt er denn mit dem Schnabel ein Loch neben dem andern, steckt in jedes eine Eichel und drückt die Löcher sauber mit dem Schnabel zu. Mitten in der Arbeit wird ihm die Sache aber langweilig und er läßt die Hälfte der Eicheln liegen.

Acht Tage lang kann er sich von Kerbtieren nähren, plötzlich muß er zu dem Luderplatze, wo der Jäger die Kerne der Füchse und das Gescheide des Wildes hinlegt, und muß von dem stinkenden Aase fressen. Heute sitzt er fromm und bieder zehn Schritte von dem Buchfinkenneste, ohne sich darum zu kümmern, morgen hackt er die Eier entzwei, frißt etwas davon und reißt schließlich das Nest auseinander, um einige Büschel davon zum Bau des eigenen Nestes zu verwenden. Einmal rührt ihn das Piepsen der nackten Nestvögelchen gar nicht, obgleich es unmittelbar unter ihm ertönt, wogegen er ein anderes Mal solange durch das Geäst schlüpft, bis

Dr. Bethge. *Weißer Hirsch b. Dresden, Dezember 1905.*

Zwei Eichelhäher, Genist durchsuchend.

er ein Nest findet. Dann setzt er sich dabei, besieht sich die Jungen, holt eins heraus, dreht es mit den Klauen auf dem Aste hin und her, hackt es tot, frißt es an, läßt es fallen, holt sich ein zweites, macht es geradeso damit, und dann auf einmal bekommt er Lust auf Wicklerraupen, dreht Blatt für Blatt um und sucht eine Stunde lang das winzige Gewürm, bis ihm auch das langweilig wird und er im Altlaube nach Käfern herumkratzt, um einige Augenblicke später wieder einem Schmetterling nachzujagen.

Er macht alles geradeso, wie es ihm in den Kopf kommt. Er ist kein Zugvogel, aber wenn es ihm paßt, dann verschwindet er auf Wochen aus seinem Walde. Er ist kein Standvogel, aber er kann bis in den Spätherbst am Platze bleiben, um dann, obgleich es anderswo auch nicht mehr zu fressen gibt, als hier, plötzlich die Reisesucht zu bekommen. Nadelwald und Laubwald, ihm ist alles gleich. Am Rande des Moores gefällt es ihm ebensogut, wie hoch oben im Gebirge, und ob er im Feldbusch wohnt oder in dem geschlossenen Forste, ob im jungen Holze oder im alten Bestande, das macht ihm wenig aus. In der dürren Kiefernheide geht es ihm

ebensogut, wie im üppigen Auwalde, denn er kann alles gebrauchen, Kerbtiere wie Waldbeeren, Baumfrüchte und Schnecken, Obst und Getreide, und findet er hier das eine nicht, so trifft er das andere an, und so kann er nie umkommen.

Darum vermehrt er sich auch überall, denn Habicht und Wanderfalke, seine schlimmsten Feinde, sind sparsam geworden und werden immer seltener, und Marder und Kauz erwischen nur selten einen alten Häher und die Jungen auch nicht allzu oft. Und so trifft man ihn überall an, den bunten Schalksnarren, wo es Wald und Busch gibt, und freut sich über ihn, denn wenn er es auch ab und zu arg macht mit dem Plündern von Nestern und oft in den Saatkämpen der Förster allerlei Unfug anrichtet und erheblichen Schaden stiftet, er pflanzt doch manche Buche, manche Eiche, er verbreitet Haselnuß, Eberesche und Brombeere, er vertilgt allerlei Ungeziefer und erschwert dem Fuchs das Rauben, und schließlich: er ist so schön und so drollig und bringt soviel Leben in den stillen Wald, daß wir ihn dort nicht missen möchten.

Graf zu Münster. Revier Ruhland, Juli 1909.

Häher, Unrat der Jungen entfernend.

Rauchschwalbe und Hausschwalbe.

Von Martin Braeß.

Ein Freundschaftsbündnis haben die niedlichen Schwalben mit dem Menschen geschlossen, so eng und so innig, wie kein anderer Vogel der deutschen Heimat. Sie bewohnen die Häuser und Viehställe, die Wirtschaftsgebäude und Scheunen in Dorf und Stadt, wohl auch einmal eine einsam liegende Hütte, einen Schuppen, einen Brückenbogen, und nur in unkultivierter Gegend, wo alle Niederlassungen fehlen, meilenweit in der Runde kein Haus, da nehmen sie mit Vorsprüngen an steiler Felsenwand vorlieb. Sobald aber in der entlegenen Wildnis das erste Haus entsteht, gleich ist die Schwalbe zur Stelle und schlägt ihr Heim bei dem gastfreien Menschen auf! Kein Wunder, daß solche Anhänglichkeit an unsre Wohnung, solch Zutrauen der reizenden Tierchen innige Gegenliebe geweckt hat! Selbst rohere Gemüter, die teilnahmlos und ohne Verständnis an den lieblichsten Erscheinungen der Natur vorübergehen, gewähren doch den Schwalben gern gastliche Aufnahme. Mit Jubel wird im Lenz die erste Schwalbe begrüßt, mit regem Interesse beobachtet groß und klein den Nestbau und die Aufzucht der Jungen, und mit Wehmut sieht man im Herbst die lieben Hausgenossen wieder scheiden.

Vergnügt eilt die Jugend des Dorfs aus der Schule, doppelt vergnügt, denn die Ferien beginnen, und selbst eine niedrige Osterzensur kann die Freude nicht trüben; der Schlingel schüttelt alles Ungemach ab, sobald er die dumpfe Schulstube verläßt: Lenzesstimmung in Feld und Flur, Lenzesstimmung im Herzen von groß und klein!

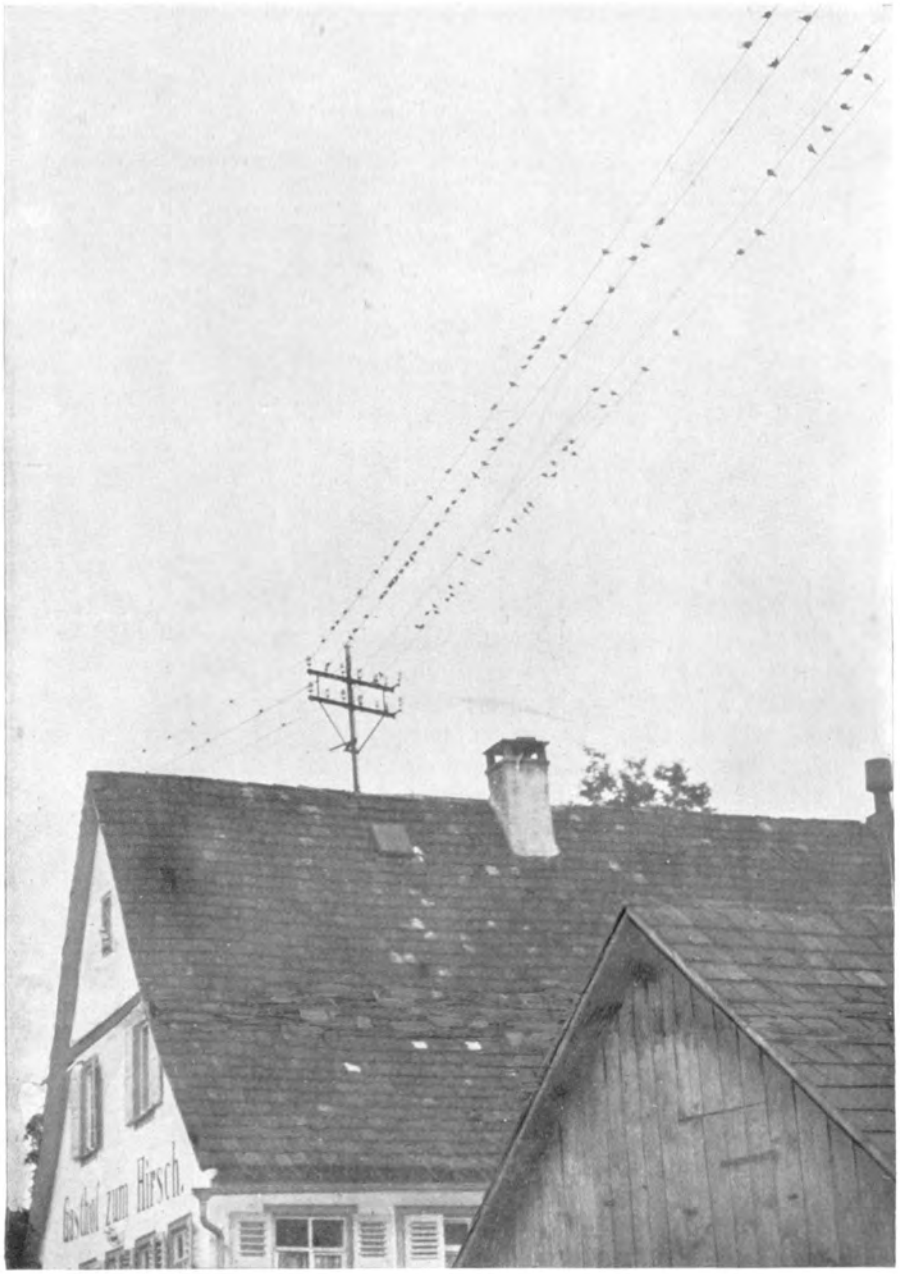
Plötzlich ruft einer der Bengel: „Die Schwalben sind wieder da!" Hoch in die Luft wirft er vor Freude die Mütze, und nun stürmt die Schar hinab zu dem Dorfteich, die Boten des Frühlings willkommen zu heißen. Lehrer und Schule und Zeugnis, wie schnell ist alles vergessen; ein paar Vögelchen über dem Wasser sind jetzt wichtiger, als jede Ermahnung!

Hurtig und gewandt schießen sie über die glitzernde Fläche, bald schwimmend und schwebend, bald flatternd, jetzt hoch aufsteigend in schön geschwungenem Bogen, dann wieder blitzschnell sich senkend, daß die Brust fast den Boden oder den Wasserspiegel berührt. Zwei nur sind's, doch nein, ein drittes Schwälbchen beteiligt sich auch an dem lustigen Spiel, und im nächsten Augenblick zählen die Kinder schon vier. „Stallschwalben sind's," so ruft der Junge von vorhin, „die kamen auch voriges Jahr früher zurück

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Nach dem Süden ziehende Rauchschwalben, ausruhend.

als die Mehlschwalben. Gewiß sind's die beiden Pärchen von uns; im Kuhstall sind noch die Brettchen, die der Vater für sie angebracht hat, und auch die Nester stehn noch darauf." „Nein, unsere Schwalben werden es sein!" so ruft ein andrer dazwischen, „denn bei uns brüteten acht Pärchen im Kuhstall, im Pferdestall auch eins, und in der Hausflur gleich unter dem Tor kleben jetzt noch zwei Nester." „Das ist noch gar nichts," schreit ein dritter, „an unserm Haus, vorn nach der Straße, ihr habt's ja gesehen, gleich unter dem Dach da brüteten dreißig Pärchen und mehr; übereinander stehen die Nester, weil sie nicht Platz haben." Jetzt lachten aber die andern: „Da sieht man doch gleich, daß du gar nichts verstehst; das sind ja die Mehlschwalben, die Hausschwalben, die außen unter dem Dach brüten, oben am Sims. Die haben wir auch jedes Jahr und vielleicht mehr noch, denn ihr. Aber die vier, die hier über dem Teich fliegen, die wohnen im Stall, Rauchschwalben sind's." Und nun belehrt einer den andern, woran man die beiden Schwalbenarten erkennt. Bei der Rauchschwalbe ist der Schwanz ja viel länger und so tief ausgeschnitten, daß er einer zweizinkigen Gabel gleicht; Kehle und Stirn leuchten schön rotbraun. Die Haus- oder Mehlschwalbe aber hat breitere Federn am Schwanz, nicht solch lange Spieße wie jene, auch fehlt ihr das Rot; oben glänzendes Schwarz, unten und auf dem Bürzel schneeiges Weiß, das sind ihre einzigen Farben. Und einer der größeren Knaben fügt ganz richtig hinzu: „Die Füßchen sind auch anders bei beiden; die Mehlschwalbe



X. Siegle. *Pforzheim, September 1909.*

Versammlung der Rauchschwalben vor dem Wegzug.

R. B. Lodge. *Middlessex, Juni 1899.*

Nest und Gelege der Rauchschwalbe.

hat sie weiß befiedert bis vor an die Krallen, die Rauch- oder Stallschwalbe aber ist barfuß. Wenn sie sich anklammern am Nest, sieht man's ganz deutlich." Ja ein geweckter Junge vom Lande weiß manches, was ein Stadtkind nicht kennt; auch die hellen Flecken hat der Knabe bemerkt, die am ausgebreiteten Schwanze der Rauchschwalbe gleich einer unterbrochenen Binde erscheinen und die der kleineren Base vollständig fehlen.

Nun aber nach Haus, dem Vater, der Mutter, dem Knecht und den Mägden das frohe Ereignis zu melden. Und dann schnell das kleine obere Fenster am Kuhstall geöffnet, wo die Vögel so geschickt ein- und ausflogen, ohne mit den langen, sichelförmigen Flügeln die Wand zu berühren. Wenn später tagsüber die Stalltüre offen, nehmen sie ihren Weg meist durch diese, aber das Fensterchen wird auch dann nicht geschlossen; denn zeitig am Morgen sind die Schwalben schon munter.

Doch gemach, so weit ist's noch nicht, und ehe die Hausgenossen die alte Wohnstätte aufsuchen, da vergehen noch Wochen! Meist kehrt ja als erstes nur ein einzelnes Schwälbchen von der Reise zurück; unstät fliegt es umher, denn die Nahrung ist spärlich, die Ende März die Heimat ihm bietet. Kalt weht der Wind, Regen- und Schneeschauer treibt er über die Felder; er erfaßt auch das Vöglein und führt es von dannen — wohin? niemand weiß

R. Paul. *Glogau, Juni 1908.*

Rauchschwalbe, ihre Jungen fütternd.

es, vielleicht sieht's die Heimat nie wieder. Nach einigen Tagen kommt dann ein Pärchen oder auch zwei. Hoch aus den Lüften schießen sie nach dem Teich oder Fluß hernieder, tauchen die Brust in das Naß, schütteln die Tropfen ab, jagen nach fliegender Beute, bald hoch oben am Himmel, bald niedrig über dem Wasser, flattern zwischen den Häusern oder an Mauern dahin und schnappen nach Spinnen, streichen ganz dicht über die Saat und erwischen im Fluge manches Insekt, folgen dem Pflug auf das Feld und umkreisen die Ochsen, denn wo Vieh ist, da gibt's auch immer einen Bissen für den hungernden Magen.

Auch ein paar Hausschwalben sind angekommen; sie teilen Freud und Leid mit ihren Verwandten, jagen gemeinsam mit ihnen über Viehtrift und Anger, über Felder und Teiche, ruhen gemeinschaftlich am Dachfirst aus oder am Zaun und abends im Röhricht, aber sonst kümmern sie sich nicht viel um ihre Genossen. Jedes hat vollauf zu tun mit sich selbst und ist froh, bei der Unbill des Wetters das eigne Leben zu retten. Endlich bricht die Sonne durchs trübe Gewölk, ihr Strahl lockt tausend Lebewesen aus den Verstecken hervor. Fliegen summen umher, Bremsen und Schnaken werden lebendig, Millionen von Mücken tanzen im goldigen Licht. Da hat alle Not gleich ein

Ende. Mit zartem Rot schmückt sich der Pfirsich zum Feste, die Knospen des Kirschbaums schwellen, und als ob sie's wüßten, jetzt ist es gut in der Heimat, kommen sie angesegelt, Rauchschwalben und Hausschwalben in großer Gesellschaft. Sie beleben das Dorf, den Anger, den Teich mit ihrem fröhlichen Flug durch die Lüfte, und gegen Abend sitzen sie gewöhnlich am First des Daches, am Haussims, auf den Telegraphendrähten, in langer Reihe geordnet. Wie der Bauer am Feierabend mit den Nachbarn gern plaudert, die sich auf langer Bank neben dem Torweg, müd von der Arbeit des Tags, niedergelassen, so pflegen auch droben am Dach die gefiederten Hausgenossen freundschaftlicher Zwiesprach, Rauchschwalben zumeist, doch sitzen auch einige Hausschwalben dazwischen, an dem viel kürzeren Schwanz und dem weißleuchtenden Bürzel leicht zu erkennen.

Drolliges Schwalbengezwitscher, ein wirkliches Plaudern in längeren oder kürzeren Sätzen, fast ohne Lücke aneinander gereiht, nur getrennt durch einen langgezogenen Schnurrlaut, jeder hört es so gern; keine Kunst ist dabei, keine Verstellung, alles natürlich und traut. Die Kinder im Dorf ahmen es nach, wenn sie halbsingend sprechen:

„Ich wollte meinen Kittel flicken und hatte keinen Zwerrrn,
hatte nur ein kurzes Endchen, das mußte ich lang zerrrn."

Freilich nur den Klang des Gezwitschers soll das lustige Verschen wiedergeben, nicht den wirklichen Inhalt des Gesprächs. Denn gerade jetzt im Frühjahr ist das Kleid der heimgekehrten Schwälbchen schmuck und tadellos, frisch in den Farben und die Oberseite von schönem, tiefblauem Metallglanz. Sie haben im warmen Winterquartier gemausert und beehren uns nun bei ihrer Ankunft im nagelneuen Habitchen. Wer vogelstimmenkundig ist wie Salomo, der würde ganz anderes heraushören. Ob es wohl an der Zeit sei, die alte Niststätte aufzusuchen, beratschlagen sie, oder ob sie den Platz wechseln sollen; was zu tun sei, wenn nicht mehr alles in Ordnung, und ob es geraten, schon morgen früh dem bekannten Stall einen Besuch abzustatten, in der Stille, wenn alles noch schläft, und nur der Frühauf des Hofs, das Hausrotschwänzchen, seine klirrende Strophe vom Essenkopf hinaus in die Dämmerung schickt. Auch die jungen, noch nicht einjährigen Vögel, die frischbacknen Eheleute — denn gepaart sind schon alle — die noch nichts wissen von Nestbau und Kindererziehung, sprechen gar munter mit und schlagen zur Bekräftigung ihrer Worte die langen Flügel im Takte auf und nieder.

Richtig, am nächsten Morgen ist's schon lebendig im Kuhstall, lange ehe die Magd in der Türe erscheint. Als sie öffnet, da schießt ihr gleich über den Kopf ein Schwälbchen aus dem dunkeln Stall heraus in den sonnigen Hof, zwei andere Rauchschwalben umkreisen den Raum, leicht wie die Elfen dahingleitend, eine vierte sitzt auf dem Sims und läßt sich in ihrem Morgenliedchen nicht stören. Ganz vertraut sind die Vögel. Die weite Reise, nur

K. Spengler. *Rothehütte, September 1909.*

Ruhende Rauchschwalbe.

ein kurzer „Ausflug" war es für die leichtbeschwingten Segler der Lüfte; der lange Aufenthalt in der südlichen Zone — wer denkt noch daran! daheim sind wir, wieder daheim! Das eine der beiden Pärchen findet sein Nest unversehrt wieder, genau wie es den Platz im vorigen Sommer verlassen hat; nur eine Spinne hat es mit ihrem Netz überzogen, und die Federn im Innern, die Haare und Hälmchen sind verschmutzt und verstaubt. Da ist bald Ordnung geschaffen: hinaus mit dem Wust, und von neuem weiche Stoffe herbei! In ein paar Tagen ist alles fertig — wenn du bereit bist, Frau Schwalbe, das Eierlegen kann jetzt schon beginnen.

Das andere Pärchen ist weniger glücklich daran; es sucht immer von neuem das Brettchen, auf der zwei oder drei Jahre hindurch die Wiege der Jungen stand. Umsonst, der Knecht stieß vor kurzem alles herunter, als er mit der Leiter hantierte, um oben das Fenster zu öffnen. Ein paar Tage verstreichen, dann entschließt sich das Pärchen und macht sich flugs an die Arbeit. Auch ohne Brettchen wird es schon gehen, hier der Nagel im Balken gewährt genügenden Halt. Um Material sind die Schwälbchen ganz ohne Sorge; auf dem Dorfplatz, wo das Rinnsal dem Teiche zu sickert, gibt es schlammige Erde genug. Klümpchenweise wird sie nach dem erwählten Bauplatz getragen, noch ein Weilchen im breiten Schnabel geknetet, mit Speichel vermischt und dann an den Balken gedrückt; der Grundstein der künftigen Wohnung ist sicher fundiert. Andere Klümpchen reihen sich

K. Soffel. *Siebeneich-Bozen, Juni 1908.*

In einer Stube nistende Rauchschwalbe.

in flachem Bogen daran; dank der rauhen Unterlage haften sie gut, nur selten fällt eins zu Boden. Dann ruht die Arbeit, und mit Gezwitscher, mit fröhlichem Flugspiel, mit Jagd nach fliegender Beute vergehen die Stunden. Auf dem Balken unweit der Baustelle schlafen die Vögel während der Nacht, und am folgenden Morgen, wenn das Mauerwerk völlig getrocknet ist, wird eine zweite Lage von Erdklümpchen so darauf gefügt, daß sie die erste Schicht ein wenig überragt. Am dritten Morgen wird in gleicher Weise fortgefahren. Schicht folgt auf Schicht, auch Stroh- und Grashälmchen, Kuh- und Pferdehaare, Schweinsborsten u. dergl. werden von Zeit zu Zeit mit verklebt, um die Haltbarkeit zu erhöhen, wie es der Maurer ja auch macht, der den Lehm mit Stroh oder mit Haaren und Borsten vermengt. Immer von neuem wird die Innenseite geglättet; nach der äußeren Front aber fragen die Vögel nicht viel, da steht mancher Klumpen hervor, während sein Nachbar zurücktritt. Nun noch die innere Ausstattung, Federn, Haare und Wolle, dann ist alles vollendet, und befriedigt betrachten die zwitschernden Schwalben ihr Werk — sechs Tage Arbeit, den siebenten können sie feiern. Das Viertel einer Hohlkugel stellt das Nest dar, oben offen, die Rückwand bildet der Balken. Es scheint etwas vorn überzuhängen, da der obere Rand nach hinten ein wenig höher gebaut ist, als in der Mitte; aber fest haftet der Bau an dem Holzwerk, zumal die Wand dort, wo sie aufsitzt, wohl doppelt so stark ist, als in der Rundung.

Wie die Kinder alles genau beobachten, was in und am Nestchen geschieht! Jetzt sitzt die Alte den größten Teil des Tages auf dem Gelege, nur das Köpfchen mit der rostroten Stirn schaut über den Rand ein klein wenig

K. Soffel. Siebeneich, Juli 1909.
Vier Junge, auf Futter wartend.

M. Steckel. Chemnitz, Mai 1908.
Zwitschernd.

Rauchschwalben.

hervor. Das Männchen kommt oft herbei und singt sein schnurriges Liedchen, als wollt es der Gattin die Langeweile vertreiben, auch bringt es ihr ab und zu eine Fliege oder sonst etwas Gutes von draußen herein oder fängt eine Bremse im Stall weg und reicht sie dem Weibchen. Aber sich auch am Brutgeschäft ein wenig nur zu beteiligen, das fällt dem Männchen nicht ein; wenn die Gattin auf kurze Zeit die Eier verläßt, um den Hunger zu stillen, flugs ist es an ihrer Seite, und gemeinsam segeln sie durch die Lüfte, unbekümmert um die Eier im Neste. Nach zwei Wochen gewöhnlich — bald etwas früher, bald auch einige Tage später — durchbrechen die kleinen Schnäbel die Eierschalen. Es richtet sich sehr nach dem Wetter; denn herrscht Nässe und Kälte, so wird das Brutgeschäft öfters und auf längere Zeit unterbrochen, da das Insektenvolk sich verkriecht und die Jagd nicht viel einbringt; bei warmer, sonniger Witterung aber verkürzt sich die Brütezeit bis auf zwölf Tage. Dann gibt es Arbeit genug für die Eltern, die fünf oder sechs Breitschnäbel zu befriedigen, die sich ihnen entgegenstrecken, sobald sie mit einem Bissen auf dem Nestrand erscheinen. Mit freudiger Teilnahme sehen es die Kinder, welch geschäftiges Treiben, hin und her, durch die Tür, durchs Fenster! Manchmal begegnen sich Vater und Mutter gerade an der engsten Stelle, und doch, wie geschickt, blitzartig schnell weicht eins dem andern aus, ein Zusammenstoß ist nicht zu befürchten. Immer unruhiger wird's in der Kinderstube; sie bietet kaum Platz noch für die täglich wachsenden Körperchen, und eins drängt das andere, jedes sucht seinen Nachbar unterzukriechen, und jedes Köpfchen will das vorderste sein — es wird Zeit, den engen Raum zu verlassen. Vierzehn Tage

K. Soffel. *Fallinghostel, Mai 1907.*

Rauchschwalbe, auf einem Pfahl ruhend.

mögen die Schwälbchen zählen, da herrscht große Aufregung bei den Eltern; zwei der Kleinen sitzen schon neben dem Nest, das dritte am Rand, und die andern strecken die Glieder, sie haben jetzt Raum in der Wiege. Unablässig tragen die Alten Futter herbei und bringen's bald diesem, bald jenem, flattern zwei-, dreimal rings im Stalle umher, ehe sie zur Türe hinausfliegen, setzen sich hier aufs Gebälk oder dort auf den Sims, auf die Kleeraufe, auf die Leiter, die an der Wand lehnt, immer lockend, im Flug wie im Sitzen: „Witt witt, widewitwitt". Bald folgt das kühnste der Jungen dem Rufe der Eltern; erst rutscht es auf dem Bauche ein Stückchen hin und gleich wieder zurück, dann lüftet's die Schwingen — sie sind geschickter als die schwächlichen Füßchen — und jetzt flattert's über die Ecke zu dem andern Balken, wo es sich krampfhaft anklammert und dann mit Mühe sein Körperchen auf den Sitzplatz hinaufschiebt. Die Alten umfliegen den gelehrigen Schüler und stürzen dann schleunigst hinaus, ihm eine Belohnung zu bringen. Zwei andere folgen dem Beispiel des Bruders und setzen sich neben ihn; dann werden sie kühner und kühner, ja gegen Abend sind sie schon so weit, den ersten Rundflug zu unternehmen. Nur zwei haben sich heute noch nicht entschlossen, das Nest zu verlassen; sie wagen es morgen, während die andern Geschwister unter Führung der Eltern bereits aus dem Stall flüchten und sich im Hof auf das Dach des Schuppens schwingen, wo sie nun in Reihe und Glied die Ankunft der fütternden Eltern erwarten.

Auch am Wohnhaus unter dem Dachsims herrscht schon seit Wochen fröhliches Leben. Eng beieinander kleben hier wohl zwanzig oder

K. Seffel. *Siebeneich-Bozen, Juni 1908.*

Kaum flügge Rauchschwalbe, auf einer Bettdecke sitzend.

noch mehr Nester der Hausschwalbe, nur ab und zu eine Lücke; selbst unter dem Kasten, der zum Nisten der Tauben bestimmt ist, reiht sich eins an das andere. Jetzt ist das Brutgeschäft bei den meisten beendigt, nicht aber die Arbeit. Immer geht's hin und her, die hundert Jungen zu füttern; in jedem Nest lagen ja vier bis sechs schneeweiße Eier, und jetzt heben sich ebensoviele Köpfchen den Alten entgegen. Wie vor dem Bienenhaus, ein ununterbrochenes Kommen und Gehen! Schon im Mai, als sie bauten, da war reger Verkehr hier. Unzählige Male flogen die Vögel nach den Plätzen, die ihnen schlammige Erde boten; mit erbsengroßen Paketchen kehrten sie wieder zurück und preßten jeden Baustein an seine richtige Stelle. Auch die das alte Nest von neuem benutzen wollten, hatten viel zu tun, es vom Unrat zu säubern und seine Wände auszuflicken; denn die Sperlinge hatten hier den Winter über arg gehaust, hatten das Eingangsloch erweitert, eine Unmenge Halme und Federn hineingeschleppt und alles verschmutzt.

Die frechen Spatzen bildeten überhaupt eine lästige Plage, besonders für die einzeln brütenden Schwalben; denn nicht alle gehörten zur Kolonie. Ein Nest stand abseits in einem Mauerloch, ein zweites klebte unter der Wölbung des Hoftors, ein drittes auf einem Balkenkopf usw. In den meisten von diesen Wohnungen hausten jetzt Spatzen; frech war das Männchen ins Nest geschlüpft, als die Eigentümer abwesend waren, und schaute nun schimpfend aus dem Loch heraus. Es wich nicht, so sehr die Schwalben auch schrien und flatterten und nach dem Eindringling schnappten. Auch die Nachbarn zeterten heftig, ebenso andere Spatzen: ein Höllenspektakel! Die

Dr. Bethge. Mehlschwalbe am Nest. *Poritz, Juli 1909.*

Menschen im Hof, die dem Kampfe zusahen, meinten wohl anfangs, es würde dem Eindringling übel ergehen; die Schwalben würden kommen und ihm das Loch vor dem Schnabel vermauern, daß er elenden Todes sterbe. Doch das wagten die geängsteten Vögel nicht, sie versuchten's ja nicht 'mal, an der Nestwand sich anzuklammern, und hätten sie auch den klugen Gedanken gehabt, den Feind in dieser Weise zu fangen, kein Hausspatz wäre so dumm, sich solches bieten zu lassen. Doch was half's! nach ein paar Tagen mußten die Schwalben abziehen; sie bauten sich eine andere Wohnung und waren jetzt gewitzigt genug, das Eingangsloch so zu verengen, daß nur eben ein schlanker Schwalbenkörper sich durchzwängen konnte, nicht aber der Hausspatz mit seinem Dickkopf.

Viel Zeit geht mit solchen Kämpfen verloren, und so schnell wie die rotkehlige Base im Stall ist die Hausschwalbe gewöhnlich mit dem Bau ihrer Wohnung nicht fertig. Diese ist größer und weist vielmehr Mauerwerk auf; denn eine Halbkugel bildet das Nest, der ganze Raum gar künstlich umwölbt, wenn auch meist nicht ganz regelmäßig. Doch die Baumeister verstehen es, sich der Örtlichkeit in jedem einzelnen Fall anzubequemen. Oben, bald ganz

W. Farren. *Mildenhall (Suffolk), Juli 1904.*

Mehlschwalben, eben ausgeflogen.

an der Wand, die das Nest trägt, bald seitwärts oder auch vorn in der Mitte führt die Türe ins Haus, kreisrund oder oval, wie's den Erbauern gerade gefällt. Drinnen bedecken ein paar Federn den Boden; dann vier bis sechs Eier im Nest, die brütende Mutter, nach zwölf oder dreizehn Tagen Junge, die leise zirpend nach Nahrung verlangen, Reinlichkeitssorgen, erster Ausflug der Kleinen, wenn sie zwei Wochen alt sind: alles wie bei den Rauchschwalben — doch viel mehr Leben, mehr Streitigkeiten, mehr Unruhe; selbst bis tief in die Nacht wird es nicht still in den Nestern. Das bringt die Menge mit sich, die beieinander haust; bei den Menschen ist es nicht anders: friedliche Stille des Dorfs, unruhige Hast in den Städten.

Besonders an den langen, warmen Abenden Mitte oder Ende Juni herrscht das regste Leben in der Kolonie. Die Jungen der ersten Brut sind bereits ziemlich selbständig geworden, doch erscheinen sie noch immer jeden Abend, wie sie es vom ersten Tage an gewöhnt sind, in der Nähe des Nestes, sitzen am First des Hauses, am Giebel, auf der Dachrinne und plaudern und schwatzen ohne Unterlaß, bis die Sonne sich rotgolden im Nordwesten zum Horizont

Sainsbury. *Yorkshire 1909.*

Flügge Mehlschwalben beim Nest.

senkt. Dann kriechen sie mit den Alten ins Nest hinein, wie auf Kommando, eins nach dem andern, denn der Eingang ist eng. Das ist ein Drängen und Stoßen in dem dunkeln Raum, ehe jedes sein Plätzchen gefunden und sich's soweit bequem gemacht hat, als es die beschränkten Verhältnisse gestatten. Selbst wenn Mutter Schwalbe bereits wieder ein paar Eier gelegt und schon angefangen hat, von neuem zu brüten, wird doch noch immer das Nest von der ganzen Familie zur nächtlichen Ruhe aufgesucht. Sieben oder acht Stück Schwalben beherbergt es, dazu drei oder vier Eier. Ein Wunder ist's, daß die zartschaligen Dinger nicht zerbrechen, ein Wunder, daß das Mauerwerk durch die rumorende Gesellschaft nicht auseinandergetrieben wird; denn zur Ruhe kommen die Schwalben nicht gleich. Der Nachtwächter hat schon längst gemeldet, daß die Glocke zehn Uhr geschlagen hat und daß es nun Schlafenszeit sei, aber die Schwalben kümmert das nicht, sie schwatzen immer wieder von neuem, drängen und balgen sich bis tief in die Nacht, und gewiß haben

K. Paul. *Glogau, Juni 1908.*

Fütternde Mehlschwalbe.

manche von ihnen kaum ein Auge zugetan, wenn das Hausrotschwänzchen den dämmernden Morgen meldet. Noch ein Weilchen träumen sie still im Neste, dann schlüpft der Vater zum Loch hinaus, setzt sich auf den Sims und leiert sein Liedchen. Dem Gesang der Rauchschwalbe gleicht es, dasselbe gemütliche Plaudern, aber nicht ganz so kräftig ist es, auch fehlen die charakteristischen Schnurrer. Nun kommen, eins nach dem andern, auch die Jungen zum Vorschein, machen Toilette und zwitschern dazu, werfen sich dann in die Luft und schießen hinab nach dem Teich, wo noch immer die Rohrsänger mit den Fröschen um die Wette konzertieren, obgleich die Sonne schon ihren ersten Strahl über die glitzernde Fläche sendet.

Jetzt herrscht Ruhe am Nistplatz; ungestört brütet Frau Schwalbe, nur bisweilen erscheint der Gemahl, schlüpft mit einem Bissen ins Nest und singt dann in der Nähe sein Liedchen. In einigen Tagen erst erwarten sie den neuen Zuwachs ihrer Familie; dann hat das Nest nicht mehr Platz, all die Kinder die Nacht zu beherbergen, und die Alten treiben die Jungen zurück, wenn sie am Abend kommen und wie sonst Einlaß begehren. Ein paarmal übernachten sie wohl in der Nähe, unter der Dachrinne, auf einem Balkenkopf, in einem Mauerloch, finden bisweilen auch gastliche Aufnahme bei einem der Nachbarn, aber ohne Nest ist kein Leben für Hausschwalben,

und an einem der nächsten Tage sammeln sie sich, um noch den Abend gemeinsam der Heimat den Rücken zu wenden.

Herbst ist es geworden. Das Brutgeschäft haben nun alle glücklich beendet, die Rauchschwalben drinnen im Stall wie die Mehlschwalben oben am Sims unter dem Dach. Wie anders im vorigen Jahre! Da sah es traurig aus um die Schwalben; so viele der zweiten Brut mußten verhungern, noch ehe sie das Nest verlassen hatten, besonders in den Wohnungen der Hausschwalbe gab es fast überall Tote. Aber auch den Rauchschwalben ging es schlimm; sie fanden so wenig Nahrung bei dem übeln, naßkalten Wetter, obgleich sie das Vieh auf der Weide in Kreisen umschwärmten, dem Ackersmann folgten, selbst den Wagen auf der Straße weite Strecken begleiteten, um eine Fliege oder Bremse zu fangen. Traurig saßen sie stundenlang auf dem Staketzaun, schüttelten von Zeit zu Zeit das nasse Gefieder, versuchten dann wieder, dicht über dem Gras fliegend, ein Insekt von den Spitzen zu nehmen — aber zu wenig war's für den hungernden Magen, und manches Schwälbchen ging elend zugrunde.

Heut ist ein schöner, sonniger Herbsttag, kein Wölkchen trübt das glänzende Blau des Himmels. Unter den Hausschwalben herrscht reges Leben; große Mengen, nach Hunderten zählend, sitzen auf den Dächern des Bauernguts, oben am First, auf jedem Sims, auf dem dürren Ast des Birnbaums, und immer noch fliegen truppweise neue hinzu; sie werden mit Gezwitscher von ihren Schwestern empfangen, ja einige eilen den Ankommenden ein Stückchen entgegen. Jetzt erhebt sich wie auf ein gegebenes Zeichen die ganze Gesellschaft; in schön geschwungenem Bogen schwebt sie empor, umkreist das Dorf und läßt sich dann auf den Gebäuden des Nachbargehöfts nieder, ein Schwälbchen neben dem andern. Der First des Daches ist kaum lang genug, die ganze Reihe aufzunehmen, und noch immer müssen die einzelnen zurücken, um den Nachzüglern ein Plätzchen zu lassen. Jetzt drei-, viermal um den Kirchturm herum, jetzt um die hohen Linden am Friedhof — tadellos gelingt jedes Manöver. Dann zerstreut sich die Schar; aber gegen Abend finden sich alle nochmals zusammen. Ein letzter Rundflug ums Dorf, und dann — die Strahlen der untergehenden Sonne glühen auf den Dächern und in den Fenstern des Kirchleins — fort geht es dem wärmeren Süden entgegen. Die zwitschernden Stimmen verhallen allmählich. Am lichten Himmel noch eine flache, dunkle Wolke; kleiner und kleiner wird sie mit jeder Sekunde. Ins Unendliche wächst die Entfernung, wie es dem Auge erscheint; ein letzter Punkt noch, jetzt ist auch dieser verschwunden — Glück auf zur Reise, ihr mutigen Segler der Lüfte!

Auch die Rauchschwalben sammeln sich jeden Abend, die Abreise zu besprechen. Dicht gedrängt sitzen sie auf Dächern und Telegraphendrähten, auf Erdhaufen, selbst auf Wegen, wo man sie sonst selten bemerkte. Nur ungern

Dr. Bethge. Mehlschwalbe am Nest. *Poritz, Juli 1909.*

lassen sie sich aufjagen, und bloß ein kurzes Stück fliegen sie fort, um sogleich wieder ihren alten Platz einzunehmen und die unterbrochene Zwiesprache fortzusetzen. Abends tragen ihre leichten Schwingen sie nach einem nahen Teich oder Sumpf, wo sie sich im hohen Schilf, auf den Rohrstengeln und auf den überhängenden Zweigen des Erlengebüschs niederlassen. Aber heute wollen sie hier nicht übernachten, wie so häufig in den letzten Wochen; auch ihnen hat die Abschiedsstunde geschlagen. Im Nu erhebt sich die Schar, und fort geht's, der sinkenden Sonne entgegen. Nur noch ein paar sind im Dorf zurückgeblieben, vielleicht wegen verspäteter Brut. Vereinsamt jagen sie durch die Straßen, über den Dorfplatz, oder stürmen am Teich um die hohen Pappeln, deren Laub sich bereits gelblich gefärbt hat. Bald aber sind auch sie, die letzten, verschwunden.

Dem greisen Hofbesitzer wird's schwer ums Herz — jeder Abschied stimmt traurig. Nur die Buben und Mädchen trösten sich bald: die Schwalben kommen ja wieder; noch ehe der Kuckuck seinen Ruf erschallen läßt, zwitschern sie von neuem am Dach und segeln in leichtem Flug über der glitzernden Fläche des Teichs.

Die Zwergrohrdommel.

Von Julius R. Haarhaus.

Kaum zweihundert Schritt vom letzten Gehöft des Dorfes entfernt liegt ein langgestreckter Teich. Er wird von Wiesen und Getreidefeldern eingeschlossen und grenzt mit einer Schmalseite an einen Baumgarten, dessen knorrige Stämme sich hie und da über den dunkeln Wasserspiegel neigen, als ob sie sich davon überzeugen wollten, daß der Frühling auch ihre lückenhaften Kronen noch einmal mit Blüten geschmückt hat. Drüben, auf dem Damme, stehen einzelne bräutliche Birken, mit deren goldiggrünen Schleiern der Maiwind spielt, und dazwischen morsche Kopfweiden, die mit ihren Wurzeln über das ausgehöhlte Ufer hinab bis tief in den Schlamm des seichten Gewässers greifen. Man hat den Teich mit Karpfen besetzt und deshalb schon im Spätherbst von Rohr und Binsen gesäubert, aber hier, an der schwer zugänglichen Stelle des Ufers, hat man mit Rücksicht auf die Märzente, die alljährlich auf dem Teiche ihr Gelege ausbringt, einen kleinen Schilfurwald stehen lassen, und zwischen den gelben und braunen Stengeln und Schäften des Vorjahrs sprießen die jungen Spitzen lustig empor.

Die Ente hat ihr Wochenbett schon verlassen und widmet sich, während ihr Herr Gemahl auf andern Gewässern geräuschvollen Vergnügungen nachgeht, mit rührender Sorgfalt der Führung und Erziehung ihrer vielköpfigen Kinderschar, im stillen vielleicht das zierliche Teichhühnchen, das ganz in der Nähe auf den Eiern sitzt und von dem wachsamen Männchen bei jeder verdächtigen Erscheinung gewarnt wird, um sein eheliches Glück beneidend.

Andere geflügelte Bewohner scheint das Schilfdickicht nicht zu haben, wenigstens hat der Landwirt, dem der Weiher gehört, und der als Naturfreund sein Augenmerk keineswegs nur auf die Karpfen richtet, noch nie einen andern Brutvogel hier bemerkt. In der Nacht freilich, wenn er einmal aufgestanden und in sehnsüchtiger Erwartung des für das Gedeihen der Saat so notwendigen Regens ans Fenster getreten war, hatte er schon öfters seltsame Laute vernommen, die wie ein dumpfes Pumm-Pumm! klangen, die er jedoch, da er keine andere Erklärung dafür wußte, einer mit ungewöhnlich starker Stimme begabten Unke zuschrieb. Und dennoch waren jene Laute der Ruf eines Vogels!

Es ist die Zwergrohrdommel, die sich das Rohrwäldchen zum Sommeraufenthalt und zur Brutstätte erkoren hat, ein sonderbares, geheimnisvolles Geschöpf, das in Gestalt und Lebensweise die merkwürdigsten Gegensätze

M. Behr. *Trebbichau, Juli 1908.*

Zwergrohrdommel am Nest.

vereinigt. In der Kunst, sich den Blicken des Menschen zu entziehen, ist dieser Vogel Virtuose, und nur dadurch ist es zu erklären, daß er, obgleich er durchaus nicht selten genannt werden kann, einem so sorgfältigen Beobachter wie dem Jagdzoologen Dietrich aus dem Winkell nur ein einziges Mal zu Gesicht gekommen ist.

Ziemlich spät im Frühling, oft erst im Mai, trifft die Zwergrohrdommel aus ihrer afrikanischen Winterherberge wieder bei uns ein, also mindestens einen Monat später als ihre größere Verwandte, die große Rohrdommel. Als echtes Nachttier verhält sie sich den Tag über schlafend oder doch ruhend, und es gehört schon ein sehr geübtes Auge dazu, sie in ihrem Versteck ausfindig zu machen. Sie ist keineswegs scheu, verläßt sich vielmehr auf ihre scharfen Sinne und scheint sich ihrer Schutzfärbung bewußt zu sein. Und in der Tat ist sie, wenn sie im dürren Rohre sitzt, von ihrer Umgebung schwer zu unterscheiden. Gelb und rostbraun sind — abgesehen von der schwarzen, grün schillernden Scheitel- und Rückenfärbung der alten Männchen — die vorherrschenden, je nach Alter und Geschlecht verschiedenen Farben ihres weichen, seidigen Gefieders, gelb ist auch der Schnabel und das Auge, lichtgrün sind die Füße, alles der Umgebung auf das glücklichste angepaßt.

Die Wirkung dieser Schutzfärbung wird von der Rohrdommel durch eine zweckmäßige Körperstellung noch wesentlich verstärkt. Die Muskulatur ihres Leibes, der nicht größer als der einer Turteltaube ist, aber wegen

R. B. Lodge. *Montenegro, April 1906.*

Zwergrohrdommel im Röhricht.

des erstaunlich lockern Gefieders viel stattlicher erscheint, erlaubt ihr, sich zu einem eiförmigen Klumpen zusammen zu kauern und sich bald darauf mit einer blitzschnellen Bewegung in die Höhe zu recken, daß sie weit eher an einen Pfahl als an einen Vogel erinnert. Diesen Trick wendet sie regelmäßig an, wenn sie sich durch eine wirkliche oder eine vermeintliche Gefahr bedroht glaubt.

Mit gesträubtem Halsgefieder, nach oben gerichtetem Schnabel und beinahe senkrecht abfallendem Rücken verharrt sie dann minutenlang in stocksteifer Haltung; nur die listigen gelben Äuglein verraten, daß sie den Störenfried scharf beobachtet und jederzeit bereit ist, aus seinen weiteren Maßnahmen ihre Konsequenzen zu ziehen. Aber dessen bedarf es selten genug, denn die Täuschung ist so vollkommen, wie sie nur sein kann, besonders wenn die Schatten einzelner Schilf- oder Rohrstengel senkrecht über dieses Vogelzerrbild fallen und sich mit den dunkeln Längsstreifen des Halses und der Vorderbrust vereinen. Mag das Tier nun im Schilf oder, was im Frühjahr häufig der Fall ist, auf einer Kopfweide oder gar in einem noch kaum belaubten Erlenbusche sitzen, es entgeht der Gefahr, gesehen zu werden, um so regelmäßiger, als es selbst beim geringsten Geräusch aus dem Schlafe erwacht und dann sofort die beschriebene Stellung einnimmt.

R. B. Lodge. *Montenegro, April 1906.*

Zwergrohrdommel im Röhricht.

Sieht sich die Zwergrohrdommel aber trotz der angewandten List erkannt, so vermeidet sie es nach Möglichkeit, von ihrem Flugvermögen Gebrauch zu machen und sich über den Bereich des schützenden Dickichts hinaus in die Luft zu erheben, obgleich sie eine recht gewandte Fliegerin ist. Sie zieht es vor, unauffällig und nahezu geräuschlos durch das Gewirr der Stengel weiterzuschlüpfen und eine Stelle im Dickicht aufzusuchen, von der sie sich bessern Schutz verspricht. Dabei entpuppt sich der sonderbare Vogel als ein geschickter Turner und Kletterer, dem es gar nicht darauf ankommt, ob er auf wagrechten oder senkrechten Stengeln Fuß fassen muß. Das eine Bein dicht an den Leib gezogen, das andere weitausgestreckt und mit den langen, scharfkralligen Zehen zwei oder drei Halme zugleich umklammernd — so steigt der Flüchtling schnell und sicher bis in die höchsten Wipfel des Rohrdickichts und beobachtet hier, unter nickenden Blättern und braunen Rispen wohl versteckt, in aller Gemütsruhe den Störenfried, der den Ausreißer ganz wo anders vermutet.

Bei diesen Kletterkünsten kommt die Fähigkeit der Zwergrohrdommel, sich „dünn zu machen", so recht zur Geltung, und eigentlich nur bei dieser Gelegenheit erinnert der dann S-förmig gebogene Hals an die Zugehörigkeit des kleinen Vogels zum Reihergeschlecht. Wird sie in ihrem Versteck hart

M. Behr. Alter Vogel seine Eier wendend. Setzt sich eben auf die Eier. *Trebbichau, Juli 1908.*

Zwergrohrdommel.

bedrängt und, etwa durch Steinwürfe, aufgescheucht, so fliegt sie auch wohl einmal empor. Ihr Flug ist zunächst ein schnelles Flattern, nimmt aber, wenn die Richtung beibehalten wird, an Ruhe und Stetigkeit zu. Sie zieht den Hals dabei ein, so daß der Kopf im Nacken ruht, und streckt die Ständer weit nach hinten. Meist jedoch beschränkt sie sich darauf, sich wenige Meter über das Schilf zu erheben, und fällt dann nach einigen überraschenden Schwenkungen wieder ein.

Gegen Abend, um die Zeit der Dämmerung, verläßt sie ihre Schlafstelle, um dem Nahrungserwerb nachzugehen. Dann watet sie im seichten Wasser umher und späht aufmerksam nach kleinen Fischen, Kaulquappen und Wasserinsekten, die sie mit einer blitzschnellen Bewegung erhascht. Ihre Haltung und ihr Gang sind dabei alles andere als gravitätisch: mit horizontal ausgestrecktem Halse und Schnabel schreitet sie ruckweise vorwärts und wippt dabei nach Art der Teichhühner höchst sonderbar mit dem kurzen Schwanz. Stößt sie bei ihrer Wanderung auf ein anderes größeres Lebewesen, etwa einen Wasservogel oder ein kleines Säugetier, so bleibt sie wie angewurzelt stehen, zieht den Kopf in das Brust- und Schultergefieder zurück und beobachtet jede Bewegung dieser verdächtigen Erscheinung, bereit, beim ersten Anzeichen feindseliger Gesinnung ihren dolchartigen Schnabel dem Gegner entgegenzuschnellen. Aber dazu kommt es selten, denn die Zwergrohrdommel wird von allen Mitbewohnern des Teiches respektiert und weiß sich sogar, ungesellig wie sie ist, die eignen Artgenossen vom Halse zu halten.

Die ganze Nacht hindurch bleibt der Vogel in Tätigkeit, denn er hat einen gesegneten Appetit und bedarf zur Sättigung sehr ansehnlicher Rationen. Als Feinschmecker zieht er junge Schleien und Karauschen allem andern vor, würgt jedoch im Notfalle auch einen Schlammpeitzger von Spannenlänge hinunter.

Kommt gegen Ende des Mai die Zeit der Liebe, so ist die kleine Rohrdommel auch einen Teil des Tages über munter, und das verliebte Männchen läßt — wenigstens wo es vor jeder Störung sicher zu sein glaubt — auch bei hellem Sonnenschein seinen Unkenruf erschallen. Der Platz für das Nest wird mit Umsicht und Sorgfalt ausgewählt, und es wird dabei meist Rücksicht darauf genommen, daß er vom Ufer aus nicht leicht zu sehen ist. Die Hauptarbeit beim Nestbau fällt wohl dem Weibchen zu, obgleich das Männchen sich immer in der Nähe aufhält und das Werk sehr gründlich inspiziert. Als Unterlage dienen gewöhnlich alte Rohrstoppeln und umgeknickte Stengel, die etwa einen Fuß hoch aus dem Wasser ragen, durch Binsen, Schilfblätter und Rohrhalme miteinander verbunden und mit einem oft sehr bedeutenden Klumpen desselben Materials bedeckt werden. So kunstlos dieser Bau auch erscheint: das Weibchen kann sich bei der Arbeit nie genug tun und bringt, auch wenn schon Eier in der schwach vertieften Mulde liegen, häufig noch am Neste Verbesserungen an.

M. Behr. *Trebbichau, Juli 1908.*

Junge Zwergrohrdommeln im Nest.

Zu Anfang oder manchmal auch erst gegen die Mitte des Juni ist das Gelege vollständig. Es sind drei bis vier, seltener fünf oder noch mehr bläulichweiße Eier mit glanzloser Schale, die in sechzehn bis siebzehn Tagen ausgebrütet werden. Dabei weckt die Mutterliebe in der Brust des Weibchens einen wahren Heldenmut: ohne an seine eigne Sicherung zu denken, klettert es bei der Annäherung eines Menschen unter kläglichem Geschrei an den das Nest umgebenden Stengeln auf und nieder, während das Männchen, ebenfalls in der Nähe, aber im dichtesten Schilfe wohl versteckt, die Störung beobachtet und mit einzelnen angstvollen Rufen in das Lamento der Gattin einstimmt. Ist die Gefahr vorüber, so beruhigt sich das Pärchen bald wieder; das Weibchen setzt sich auf den Nestrand und schaut die Eier so nachdenklich an, als wollte es sie zählen, und nicht lange darauf stellt sich auch das Männchen ein, um sich davon zu überzeugen, daß alles in bester Ordnung ist.

Die von den Eltern zärtlich geliebten Jungen sind mit ihren plumpen fleischfarbigen Füßen und Schnäbeln, dem ockergelben Dunenkleid und den schopfartig abstehenden Flaumbüscheln auf dem Scheitel drollige kleine Scheusale, dazu große Fresser und womöglich noch größere Faulenzer, die das schützende Nest ungern verlassen und die Alten nötigen, auch bei Tage Nahrung

herbeizuschaffen. Sie nehmen die ihnen von den Eltern in der sehr erweiterungsfähigen Kehlhaut zugetragenen Fischchen, Kaulquappen und Wasserschnecken vom Nestrande auf und verschlingen sie unter seltsamen Verrenkungen des Halses. Werden sie jedoch einmal beunruhigt, so steigen sie aus dem Nest und klettern recht geschickt an den Rohrhalmen empor.

Wenn die Jungen flügge geworden sind, tun die Alten plötzlich, als hätten sie mit ihnen nie etwas zu schaffen gehabt, und machen sich bei den ersten Anzeichen des Herbstes aus dem Staube. Dann treibt sich die Nachkommenschaft noch ein paar Tage elternlos umher, bis auch sie der Drang zum Wandern befällt. Von keinem andern Führer als der ererbten Sehnsucht nach dem schwarzen Erdteil geleitet, heben sie sich in einer kühlen Septembernacht mit ungeübten Schwingen in die Lüfte und streben über Gebirge und Meere dem fernen, ihnen selbst noch unbekannten Reiseziele zu.

Am Weiher hinter dem Dorfe trauert der Zwergrohrdommel niemand nach, weil niemand von ihrem Dasein eine Ahnung hat. Denn ihr verborgenes Tun und Treiben schützt sie vor dem nicht immer uneigennützigen Interesse der Menschen, und in der Regel weiß nicht einmal der Fischzüchter, der sonst die Vogelwelt mit Mißtrauen betrachtet und den Reihern und Eisvögeln mit Eisen und Donnerrohr nachstellt, daß es die kleine Rohrdommel ist, die unter seiner Fischbrut in so auffallender Weise aufräumt.

M. Behr. *Trebbichau, Juli 1906.*

Nest und Gelege der Zwergrohrdommel.

Die Heidelerche.

Von Else Soffel.

Hinter der großen Stadt dehnt sich der Wald nach allen Seiten, stundenweit. Er ist sehr verschieden, wie der Boden auf dem er steht, arm und reich, dunkel und licht, trocken im Unterholz oder mit hohem Moosteppich bedeckt.

Oben auf der Ebene führen tiefgeleisige Sandwege hindurch, dort ist er kümmerlich und traurig. Elende, oft kranke Föhrenbäumchen mit rostbraunen Nadeln und zwerghaften Stämmen stehen in Reih und Glied, es ist schier endlose Traurigkeit hier durchzugehen. Den Boden bedecken krüppelige kleine Beerensträucher und blasse Erika.

So ist der Wald in der Nähe der Stadt.

Sonnenlicht kann seine Armut nicht vertragen. Wenn aber der Mond kommt in hellen Frühlingsnächten, so verwandelt er das mißhandelte Fleckchen Erde. Zieht Lichtfäden von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast und hüllt alles in einen milden, deckenden Schimmer.

Von einer der niederen Föhrenkronen herab singt die Lullerche ihr Lied bis tief in die Nacht hinein, sanft und schwermütig, weich und zärtlich.

Sie flötet wie eine Amsel, schluchzt wie eine Nachtigall und trillert wie eine Lerche.

Die Stunde zwischen gestern und heute ist ihr die liebste; erst wenn die Sterne anfangen blasser zu werden, hat sie ausgesungen und fliegt zurück.

Noch ein Stück weiter ist sie zu Hause, wo der Wald den Rauch und Dunst der Stadt, die Sonntagsbesuche der Städter und allen Lärm vergessen hat. Wo er nicht mehr geschändet und gekränkt auf die Nacht und den Mond warten muß, um schön zu sein.

Heidewald freilich ist es auch hier und so ist es der Heidelerche auch recht. Sie hat noch nie den Versuch gemacht, hinüber zu streifen in den Teil des Waldes, der zu beiden Seiten des Baches schattig-feucht den Abhang hinzieht.

Sie liebt den trockenen Boden und lichte Rodungen, wo die hohen schlanken Samenbäume einzeln stehen und der Sand in der Sonne glüht. Kleines Gesträuch ist ihr recht, Wacholder, Krüppelföhre und Birke, wie sie mit kurzem, dickem Stamm, knorrig und zäh über den Grund hinkriechen.

Dort liegt sie die Nachmittage, eingebettet in die tiefe, weiche Sandwelle, Flügel und Schwanz gespreitet, daß die schwarz und weißen Abzeichen leuchten,

R. Tepe. *Bloemendaal bei Haarlem.*

Junge Heidelerchen im Nest.

und atmet die Sonne ein. Oder sie stößt den feinen Schnabel in den lockeren Boden, wühlt den Kopf hinein und wirft ihn zurück, daß der helle Sand ihr über Hals und Rücken rieselt. Hilft mit den Flügeln nach, rutscht und reibt sich, pluddert die Federn auf, daß der Staub herausfliegt, zupft da und dort mit dem Schnabel ein Fläumchen aus, das träge in der Luft weiterschwimmt und bald zu Boden sinkt.

Es stört sie niemand hier. Sie bleibt ruhig liegen, auch als der Forstaufseher wenig Schritte von ihr die Schonung besichtigt, ja, als er dicht neben ihr über die Lichtung geht. Und er entdeckt auch sie nicht, die dicht an den Boden gedrückt sich von ihm kaum unterscheidet.

Als der Falke, der schon lange über dem Platz im Blauen gestanden und gerüttelt, herunterfällt, fliegt sie nicht auf und er stößt fehl, vorüber an dem sandfarbenen Vogel und auf ein Stück alte Baumrinde los, das er für sein Opfer hält. Enttäuscht streicht er einen Schuß weit über dem Boden hin, macht einen scharfen Bogen und steigt dann jäh mit heftigen Flügel-

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk). Juli 1909.*

Heidelerche, ihre Jungen fütternd.

schlägen. Nach einer Weile scheint er für Augenblicke oben zu schwimmen, so ruhig steht er in der Luft.

Die Sandlerche blinzelt aus braunem Auge nach ihm, sie ist nicht sicher, ob er nicht wiederkehrt.

Erst als er seine Kreise höher und immer ferner zieht und schließlich als blasser Punkt über den Föhren am Horizont verschwindet, bewegt sie sich. Hebt das Köpfchen und zieht die Flügel ein.

Rings ist's noch immer Mittag, der Sand rauscht und gleißt, ein müdes Windchen führt schweren Föhrenduft herüber, grüngoldene Funken stieben durch die Luft. Im Sandwege geht die weiße Spinne spazieren.

Die Lerche nimmt sie spielend mit spitzem Schnabel auf. Was ging sie auch eben vorüber!

Die Sonne brennt. Lullerche liegt im heißen Bett und schlummert. Struppig gebläht, mit offenem Schnabel trinkt sie den Mittag.

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), April 1909.*

Heidelerche, zum Nest gehend.

Später, als die Sonne weiter hinunter ist, kommt sie noch ein wenig auf. Läuft einen Schuß weit über den Boden in anmutiger Flucht, bleibt stehen und stellt die Kopffedern zur Holle, sieht aus sanft-braunem Aug' um sich und schnellt wieder einen Absatz weit, doch nicht hastig, nicht ungestüm, das liegt ihr nicht. Lockt weich und schmeichelnd, nicht wie Fink oder Meise, die so recht in den Tag hineinschmettern; sie fragt es fast, guidl? guidloi? zärtlich und heimlich, und tut es am liebsten, wenn das Tageslicht weich über allen Gegenständen liegt und die Nacht sich schon auf ihr Kommen besinnt.

Da gleitet der kleine Schatten noch hin über den Heideboden, zupft eine Federmotte, die noch nicht wach geworden, vom Wacholder und die rote Eule vom Erikastrauch, hascht den Siebenpunkt der groß und dunkel mit weitgespannten Segeln durch die blaue Dämmerung ankommt und schickt das schläfrige Heupferd nach, das zwischen vergoldeten Lanzenspitzen Ruhe gesucht hatte.

Auf der Heide wird es jetzt immer gespenstischer. Es ist, als wäre alles, Strauch und Baum und Gras gewachsen, alles bedeutet mehr als am Tage.

Über das dunkelsamtne Grasband, das goldumzogen groß wie ein Balken am Himmel steht, steigt der müde Schreck wie ein Fabeltier in sein Bett, aus dem dürftigen Wacholder schlagen Flammen.

Allmählich legt sich der Tumult der Farben. Das Goldbraun des Heidebodens, die dunkeln Samtwogen der Sträucher.

Vom Violett zum Grau, dann geklärt zum reinen Blau strahlt der Nachthimmel, und der Abendstern, vorhin fremd wie ein Gast, wird heimatlich und sicher.

Das ist die Zeit für der Lullerche heimlich Lied. Wenn still der Mond seinen Weg geht und die Welt den Tag vergessen hat.

Wenn der Stern groß auf dem Heidhügel sitzt, den seine Strahlen leise betasten.

Der dürre Ast der alten Kiefer sieht drohend wie ein Weiser in die Luft — von dort herab singt sie alle Nacht. Dli, dli, dli, beginnt sie leise: Wie still es ist!

Lüllüllülü — es schläft die Welt.

Didl, didl, didl: Liebchen?

Guidloi, guidloi! Kommst du? O komm!

Und sie trillert und ruft: Dadidl, dadidl, dadidl, lillilli, lillily — lüllüllüllülly —

Kommt die Liebste?

Ja sie kommt.

Es ist noch die alte Liebste. Die Märzliebe.

Als die Heide silbergrau und nackt auf den Frühling wartete, den blassen, sinnenden Himmel über sich, hatten sie sich getraut. Damals war es still im Heidwald. Nicht das Gesumme und Geschwirr über blauen und gelben Blüten, kein Hasten und Treiben im Kraut, Gaukeln und Geflüster von junggrünen Blättchen. Höchstens lief ein blauglänzender Mistkäfer schwerfällig in einer Sandfurche, der Zaunschlüpfer hatte es eilig durch Dorn und Dickicht und das Meisengebimmel kam den Waldrand entlang, heller als im Winter.

Bis draußen von dem Brachacker einmal die Feldlerche stieg.

Da sang die Lullerche auch zum erstenmal.

Mit „tüttüt" flog sie auf. Ließ die Flügel flattern, als ob's nicht Ernst wär mit dem Fliegen. Nur probieren! Die Luft strich so frisch und weich an den Kielen entlang.

Nur probieren! Sie spielte, ließ sich noch mal niederfallen, aber dann kam sie wieder hoch und nun immer höher. Oben im Blau begann sie ihr Lied.

Sie sang der Verwandten nach. Nur weicher, zärtlicher, inniger. Zuletzt legte sie die Flügel an und schoß wie ein Stein herunter.

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., April 1908.*

Heidelerche.

Von nun an sang sie jeden Tag.

Vom Baum und hoch in der Luft, des Morgens und Abends, und bald auch des Nachts.

Als der Frühlingsmond durch die Kiefernwipfel zog, da galt es der Liebsten.

Bald darauf hatten sie unter einem jungen Birkbusch den richtigen Nistplatz gefunden.

Bärlapp wuchs dort und trockene Heide, vom toten Wacholder wand sich das Silbergebein am Boden. Und die weiß-flaumige Birke ließ ihre zarten Wimpel darüber flattern.

Es war in der Mittagsstunde, da begann das Weibchen die Nestmulde zu scharren; heftig fegte sie den Sand hinaus mit Hilfe des langen Sporn, als glitzernder Sprühregen fiel er hinter ihr nieder. Sie zupfte ein paar dürre Halme mit dem Schnabel zu sich herüber, bog sie rund in die Vertiefung, trockenes Moos, dürres Gewurzel trug sie nach und nach zu, zierlich geschäftig mit hübsch gestellter Holle durch Kraut und Sand trippelnd. Zwei Wochen darauf schlüpften 4 Junge aus den spitzen, hellen Eiern. Die wagten sich, kaum flügge, schon aus dem Nest und folgten der Mutter, die sie lehrte die Spinne finden, wo sich die schimmernden Fäden im Gesträuch spannen,

den Käfer und die Raupe von der Rückseite der Blättchen lesen und ihnen zeigte, wo die verschlafenen Motten hängen. Aber auch die grünen Blättchen selbst sind gut und die junge Saat und im Herbst allerlei Samen und Korn vom Weizen und Hafer, Hirse und Knöterich. Die Kleinen merken sich das und auch wie man den Hafer und Weizen gegen den Stein schlägt, um zu dem guten Kern zu kommen; sie puddeln auch schon tüchtig im Sand und verschlucken hin und wieder ein Körnchen, das tut die Mutter auch. Und wenn oben im Blau ein Vogel kreist, immer auf derselben Stelle, so ducken sie sich, denn der hat nichts Gutes vor.

So treiben sie's bald wie die Alten, nur das Kleid ist nicht ganz dasselbe, ein wenig heller und braunschwarz gefleckt und das Auge sieht noch grau.

Als im Juni nochmal vier kleine Lullerchen nachkommen, da sind die ersten schon völlig klug geworden, sie brauchen die Eltern nicht mehr. Aber sie halten sich noch zu ihnen und die jungen Männchen dichten leise nach, was der Vater ihnen vorgesungen.

Ist aber der Nachwuchs auch groß geworden und die Felder leer, die Heide wieder still, so machen sie sich miteinander auf und reisen. Sie reisen des Vormittags, oder bevor die Sonne untergeht, hoch in der Luft über weite Felder, rasten und reisen, bis sie dorthin kommen, wo über nackten Gebirgen und endlosen Ebenen die Sonne noch warm scheint und Nahrung ist für sie alle.

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, April 1908.*

Heidelerche.

Die Wasserralle.

Von Hugo Otto.

Am Bruch entlang zieht sich eine große Wiese mit sauren Gräsern. Vom Sumpf aus reicht ein Entwässerungsgraben bis in die Nähe des Gutshofes. Er ist mit Rohr, Schilf, Seggen, Erlen, Salweiden, Blutweiderich und Spierstauden so dicht umsäumt, daß der Wasserspiegel nirgends sichtbar ist. Auch das Bruch ist sehr stark verwachsen. Sein Ufer ist von einem breiten Pflanzengürtel bestanden, der den Durchblick auf die vielen Plänken der weniger bewachsenen Mitte nur hie und da gestattet. An vielen Stellen ist die Pflanzenwelt so dicht vertreten, daß das Wurzelwerk eine filzige Decke über dem morastigen Wasser geschaffen hat, namentlich dort, wo große Seggen und dazwischen Torfmoose in Menge wachsen. Hier kann man das Bruch betreten. Wer Erfahrung besitzt, weiß, daß man schnell über die schwankende, wie Gummi dehnbare Decke hinschreiten kann; wer aber still stehenbleibt, sinkt langsam in den brodelnden Untersumpf ein. Geheimnisvoll rauscht der Uferschilfwald, geheimnisvoll flüstert das Röhricht, geheimnisvoll ist die Stille im Binsen- und Seggenwuchs, geheimnisvoll liegt es in der drückend schwülen, atembeschwerenden, sommerlichen Sumpfgasluft dieser Brüche, geheimnisvoll aber ist namentlich auch das Leben in diesem urwüchsigen Landschaftsbilde.

Im Sommer verstummt eigentlich nie das Froschgequak im Sumpfe. Entengeschnatter und der Teichhühner Lockruf erschallt auch häufig aus ihm; ebenso das Chraik der Reiher, die dort ihrer Nahrung nachgehen. Aber noch andere merkwürdige Töne sind manchmal vernehmbar. Wer sie von sich gibt, kann der Bauer nicht sagen.

Letzthin kam solch eine eigenartige Stimme allabendlich sogar aus dem nahen Graben am Gutshofe. Wuitt, Wuitt! pfiff es da scharf und anhaltend aus dem Ende der Sumpfpflanzenzunge. Wer mochte so rufen? Die furchtsame, dumme Magd glaubte bestimmt an einen unheimlichen Spuk. Aber der Baas, der alte Bauer, hatte dergleichen Töne schon in früheren Jahren mehrfach gehört. Als in der Abenddämmerung wieder einmal der Ruf aus dem Grabenrande erschallte, nahm er seine beiden Rattenfänger mit, führte sie im Bogen an das Bruch und ließ sie dann rechts und links die Grabenränder absuchen. Fast hatten sie das ganze Pflanzengewirre durchstöbert, da versuchte der eine Hund etwas zu erhaschen. Es gab ein kurzes Hin- und Herspringen, hie und da ein hastiges Zuschnappen, und plötzlich

W. Farren. *Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909.*

Wasserralle, im Begriff sich auf ihre Eier zu setzen.

flog niedrigen, schwerfälligen Fluges ein Vogel, kleiner als ein Feldhuhn, mit hohem, schneidendem, aber nicht unangenehm klingendem Kriek, Kriek hoch, strebte der dunkeln Uferböschung zu und tauchte dort im Pflanzengrün unter. Ein Wasserhuhn, meinte der Bauer. In Wirklichkeit aber war es eine Wasserralle, eine charakteristische Vertreterin der geheimnisvollen Sumpfvogelwelt, die wie kaum ein anderes Geschöpf in dieser Heimlichkeit ein verstecktes, geheimnisvolles Dasein führt.

* * *

An manchen Stunden des Tages scheint die Wasserralle zu ruhen, an anderen schleicht sie einsam durch die Pflanzenwildnis des Bruches. Fast nie kommt sie, obwohl sie schwimmen kann, aufs offene Wasser ihres Wohngebietes. Vom bewachsenen Rande der kleinen, blanken Tümpel im Sumpf steckt sie wohl einmal ihr niedliches Köpfchen aus einem Riedgrasbüschel hervor, aber nur für einen Augenblick, und husch! ist sie fortgelaufen. Man könnte glauben, eine Wasserratte sei durch Schilf und Wasserlilien geschlüpft, so schnell verschwindet der Vogel. Wie ein Schatten huscht sie laufend vorüber. Ob die Pflanzenwelt auch scheinbar dicht geschlossen dasteht, so berührt sie doch beim flüchtigen Laufe kaum einen Stengel, und kein Hälmchen macht durch irgendeine Bewegung kenntlich, daß gerade in diesem Augenblicke die Wasserralle an ihm vorüber gerannt ist. Mit ihrem schlanken, seitlich stark zusammengedrückten Körper schlüpft sie durch sehr enge Gassen des Pflanzenchaos. Es ist ihr möglich, mit den drei langen Vorderzehen und der kurzen Hinterzehe große Flächen als Stützpunkt des Körpers zu benutzen und selbst da noch sich schreitend fortzubewegen, wo nur wenige Wasserpflanzen und eine dünne Schlammschicht einen Halt gewähren. Schwinden auch diese, dann werden die im Dunkel des Pflanzendickichts verborgenen Wasserstellen durchschwommen. Wird aber die Pflanzenwildnis zu dicht oder deckt vorjähriges, durch Wind und Schnee zusammengebrochenes Röhricht den Boden, dann schleicht die Ralle eilenden Fußes darüber hinweg, nie aber ohne Deckung zu benutzen. Bei solch' geheimnisvoller Lebensweise kann es nicht Wunder nehmen, wenn die allermeisten Menschen keine Ahnung davon haben, daß in ihrer Nachbarschaft die Wasserralle wohnt und brütet.

* * *

Dort, wo sich zur Moraftmitte hin dicht Kaupe an Kaupe reiht, wo sich Weidengebüsch und Erlen um den Standort streiten, in dieser Pflanzenwelt von hohen, scharfrandigen Halbgräsern, steht an einem trockenen Orte das Nest der Wasserralle. Die Grundlage bilden zusammengeknickte Bestandteile dichter Grasbüschel. Auf ihnen ist aus vergilbten Seggenblättern und -stengeln das Nest locker geflochten angelegt. In seiner Mulde birgt es

W. Farren. *Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909.*

Wasserralle beim Nest.

bis zu zehn, manchmal auch noch mehr Eier, die insofern eine Schutzfarbe aufweisen, als sie sich vom Genist nur unwesentlich abheben. Auf hellrostgelbem, manchmal grünlich schimmerndem Grunde zeigen sie violette und aschgraue Töne, die von sparsam vorhandenen rötlichen oder zimmtbraunen Flecken übersprenkelt sind. Beide Alten brüten abwechselnd. Manchmal trifft man sie auch zusammen im Nest an. Die schwarzwolligen Jungen sind echte Nestflüchter. Der Lockruf der Alten hält sie anfangs zusammen. Da die Eltern in günstigen Jahren manchmal noch zu einer zweiten Brut schreiten, führen sie die Jungen nur kurze Zeit, die sich dann recht bald selbständig betätigen.

Sich selbst überlassen, wachsen die kleinen Rallen in der Deckung des Bruches bei reichlicher Nahrung schnell heran. Schon nach kurzer Zeit kommen ihre Federn hervor. Der Sumpf bietet ihnen und den Alten bei großer Abwechslung Unmengen an Futter. An den Wasserpflanzen gibt es reichliche

W. Farren. *Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909.*

Wasserralle am Nest.

Mengen Schnecken, von denen die kleineren mit den Gehäusen verzehrt werden. Überall zeigen sich kleine und größere Wasserkäfer, Larven verschiedener Mückenarten, und die entwickelten Tiere selbst. Bietet sich die Gelegenheit, so plündert die Wasserralle auch wohl einmal das Nest eines Kleinvogels und frißt seine Eier und Jungen auf. Wenn an kalten Herbsttagen die Nahrung knapper wird, nimmt sie auch fürlieb mit den Samen der Seggen, Riedgräser und anderer Pflanzen ihres Aufenthaltsgebietes. Jedoch ist dies stets nur ein Notbehelf.

* * *

Ein gut ausgemausertes Männchen der Wasserralle gehört zu den schönsten Sumpfvögeln Deutschlands. Es ist auf der Oberseite olivenbraun mit schwarzen Flecken. Die größeren Schwingen und die Schwanzfedern sind matt schwarz und breit braun gekantet. Die Unterseite ist namentlich am

Halse und der Brust schieferfarbig. An der Unterbrust und zwischen den Beinen haben die einzelnen Federn rötlichweiße Spitzen. Die Mitte des Bauches und der After sind weißlich. Kinn und Kehle zeigen weißgraue Färbung; die Zügel sind schwarz. Auf der blaugrauen Stirn finden sich borstige, gelbbraune Federchen von eigenartigem Glanze. Charakteristisch sind die schwarzen, weißgebänderten Weichen. Das feurige Auge weist ein lebhaftes Zinnoberrot auf. Auch der Schnabel hat zur Wurzel hin ähnliche Farbe. Während er bei ganz jungen Vögeln gerade ist, zeigt er bei alten eine sanfte Biegung. Er ist stets länger als der Kopf, und durch dieses Merkmal ist unsere Wasserralle leicht von allen ihren Verwandten zu unterscheiden, die entweder kürzere oder mit dem Kopfe gleichlange Schnäbel aufweisen. Bei den Wasserrallen sind beide Geschlechter gleich gefärbt. Die Weibchen sind aber kleiner und etwas weniger lebhaft als die Männchen gezeichnet.

Selten überwintert die Wasserralle in den kälteren Strichen ihres ausgedehnten Wohngebietes, das sich über Europa und das nördliche Asien erstreckt. In den Sommermonaten trifft man sie im mittleren Deutschland recht häufig an.

Es ist merkwürdig, daß sie trotz ihrer kurzen, gewölbten Flügel weite Wanderungen zur Zugzeit macht; denn sie ist ein schlechter Flieger. Zwar bleiben die meisten Wasserrallen im Winter in Südeuropa; aber einzelne gehen auch nach Ägypten und Algier. Da ihre Flughöhe nur gering ist, so verunglücken von ihnen im Herbst und Frühling zahlreiche Vögel an den elektrischen Leitungsdrähten durch Anstreichen. Die Wasserralle zieht nur des Nachts, wie ja überhaupt ihre ganze Lebensbetätigung hauptsächlich auf die Dämmerung und die Dunkelheit zugeschnitten erscheint. Wer vogelstimmenkundig ist, vernimmt zur Zugzeit nicht selten nachts in der Luft ihr lautes „Kriek". Dann verrät sie auch durch ihre häufigen Rufe, daß der Zug schneller von statten geht, als man nach dem Bau ihrer Flugwerkzeuge schließen sollte.

Die Wasseramsel.

Von Martin Braeß.

Mitten im Winter am Waldbach zarter Vogelgesang, grasmückenartig, plaudernd, wie das Wasser leise dahinrieselnd. Ganz eigentümlich berührt die zaghafte Strophe mit dem tapferen Schluß, als wollte das Vöglein klagen: Winterkälte hält das schlummernde Leben gefangen; klirrend schlagen die vereisten Zweige der Bäume im Winde zusammen, und tiefächzend splittert der Ast unter der Schneelast! Aber dann ruft's frohlockend: uns beide kümmert es nicht, mich und das munter plätschernde Bächlein; der Himmel ist blau, in tausend Kristallen, in tausend Tropfen bricht sich das Licht! Was kann schöner sein, als mein Bächlein im eisigen Frost, das mich mein plauderndes Liedchen gelehrt hat!

Da, eine Bewegung mitten im Strudel des Waldbachs; zierlich und schnell wie die Bachstelze läuft der Sänger, ein Vogel in der Größe des Stars, über die flachen Steine im Bachbett dahin. „Wasserstar" hat man den Vogel genannt, auch „Wasserdrossel", am häufigsten aber wohl „Wasseramsel". Indessen die Ähnlichkeit mit Star und Drossel ist doch nur gering, und schon die Gestaltung des Körpers, noch mehr die eigentümliche Lebensart hat es erfordert, eine besondere Gattung aufzustellen, deren einziger Vertreter in der Alten Welt die „weißkehlige Wasseramsel" ist; mehrere Unterarten kennt man von ihr. Die ganze Gattung aber bezeichnet man nach dem Plaudergesang mit dem Wort „Schwätzer". Ein schmuckes Tierchen, von gedrungener Gestalt, mit breiter Brust und kurzem Schwänzchen; die kleinen, etwas gewölbten Flügel liegen dicht dem aalglatten Körper an, der in wagrechter Haltung auf kräftigen Läufen ruht. Jetzt hebt der Vogel den Kopf; gleichzeitig stelzt er keck sein Miniaturschwänzchen empor. Wie hübsch ihm die schneeige Kehle und Oberbrust steht, ein Vorhemd von unvergleichlicher Reinheit, das sich effektvoll gegen die kastanienbraune Unterbrust und die braunen Kopf- und Halsseiten abhebt. Rücken, Flügel und Schwänzchen sind dunkelaschgrau gefärbt, dazu das ganze Gefieder so dicht und pelzartig, wie es nur Vögel besitzen, die Wassersport treiben. Aber das Schönste an dem kühnen Bewohner des Waldbachs ist doch das große lichtbraune Auge. So tief, so innig der Ausdruck! Märchenhafte Waldpoesie spricht aus dem sanften, träumerischen Augenstern, und nur das liebliche Rotkehlchen besitzt einen ähnlichen treuherzigen Blick, wenn es seinen Pfleger begrüßt.

Jetzt watet der Vogel in die eiskalte Flut; hurtig schreitet er dem Strom

Sainsbury. *Yorkshire 1909. K. Spengler.* *Rothehütte, Mai 1909.*

Nest und Gelege. **Wasseramsel.** Nest mit Jungen.

des Wassers entgegen, das ihm bald bis zur Brust steigt, bis an die Augen, und jetzt — über dem ganzen Tierchen schlägt das Wasser zusammen. Mit Füßen und Flügeln arbeitet sich der mutige Vogel am Grunde aufwärts gegen die Strömung; jetzt hat er den tollsten Wirbel erreicht, wo das Wasser herabstürzt — ein paar Sekunden, da taucht er aus dem Gischt wieder auf, und tropfend fliegt er nach einem Ästchen, das niedrig über dem Wasserspiegel herabhängt. Aber nicht lange verweilt er in müßiger Ruhe. Die Tage sind kurz, die Nahrung nur spärlich; da ist keine Zeit zu versäumen, und abermals stürzt sich der muntere Taucher in den reißenden Strudel, aus dem er, heftig mit den kurzen Flügeln schlagend, wohl acht Meter weiter aufwärts wieder zum Vorschein kommt; einen winzigen Fisch hält er im Schnabel, der mit kurzem Ruck im Schlunde verschwindet. Kein Vogel des Waldbachs beherrscht so wie er das feuchte Element, auch der prächtige Eisvogel nicht, und selbst von den Schwimmvögeln macht ihm keiner den Rang streitig.

Wer an der Wasserkante geboren ward, der bleibt zeitlebens dem Wasser hold; nur die Landratte fürchtet die brandende Woge. Dort, wo der Felsen dicht neben dem Wasserfall überhängt, in einer Felsenspalte hat die feuchte Wiege der Wasseramsel gestanden; hier verträumte der Vogel die ersten Tage der Kindheit. Der rauschende Bach sang ihm sein Lied; er bot ihm als Nahrung Wasserkäfer und ihre Larven, Wassermotten und Mücken, Phryganeen, Schnaken, Flohkrebschen, allerlei kleine Würmer, eine winzige Muschel, vielleicht auch ein Fischlein. Die sorgsamen Eltern brachten ihm und den vier Geschwistern all die Leckerbissen an's Nest; sie brauchten bloß die Schnäbel

A. Taylor. *Near Gisburne (Yorkshire), Juni 1908.*

Junge, eben flügge Wasserschmätzer.

zu sperren. Und als sie dann die Kinderstube verließen, war der erste Flug hinab nach dem Ufer des Bachs. Sie flogen über dem Wasser dahin, stundenweit aufwärts und abwärts, und jedes Vögelchen suchte sich bald ein eignes Revier; aber den Bach, den Freund ihrer Kindheit, verließ kein einziges wieder. Was Wunder, daß sie alle mit dem feuchten Element so vertraut sind!

Wochen und Monde vergehen; im Tal schmilzt der Schnee, es tropft von den Bäumen, und überall rieselt's von den Hängen herab. Da hüpft das Bächlein gar toll über die Steine, immer lauter braust es vor Lust; selbst die großen Blöcke, die es sonst nur bescheiden umspielte, überschüttet es mit kräftigem Guß. Den Tannen am Ufer benetzt es die Wurzeln, und weiter drunten springt es keck und übermütig auf das knarrende Rad. Um diese Zeit bekommt die Wasseramsel Besuch; ein Vögelchen von gleicher Gestalt und Couleur wie sie selbst. Sie verstehn sich sofort, denn ein Weibchen ist's aus demselben Geschlecht; an dem hohen, hellen Lockton „zerb zerb" erkennen die beiden einander. Sie wissen, daß sie zusammengehören, und die fette Larve, die das Männchen soeben verschlucken wollte, reicht es galant der

A. Taylor. *Near Clitheroe (Lancashire), Mai 1909.*

Wasseramsel, aus dem Wasser kommend.

Genossin zum freundlichen Eingruß. Dann fischen die beiden stillvergnügt eins neben dem andern, hüpfen und schnurren flatternd von Stein zu Stein und jetzt hei! in rasendem Flug ganz niedrig über dem Wasserspiegel dahin, unter dem Brückchen hindurch, im Bogen über den Schützen, und nun Rast auf dem Ästchen des Erlengesträuchs, das sich vor dem Mühlrad über das Wasser streckt, so weit es vermag. Eng aneinandergeschmiegt, mit eingezogenen Füßchen hocken sie da; sie schnäbeln sich unter leisem Geplauder, und dann sitzen sie stumm nebeneinander und schauen ihr Spiegelbild, wie es aus dem Wasser zu ihnen heraufschaut.

Nach ein paar Tagen ist das Pärchen mit dem Nestbau beschäftigt. Es hat sich ein sicheres Plätzchen zwischen den Pfosten und Brettern, welche die Wand des Mühlgrabens bilden, nur wenig Meter unterhalb des knarrenden Rades, gewählt. Drunten reißendes Wasser, so weit man talab blickt, und aufwärts der in Millionen Tropfen zerstäubende Fall, unter dem sich das Rad träge bewegt — kann es ein schöneres Fleckchen auf dem weiten Erdenrund für ein Wasserstarpärchen geben? Das Nest ist ein massiger Bau, es

A. Taylor. *Near Clitheroe (Lancashire), Juli 1908.*

Wasseramsel, mitten im Bach.

füllt den Raum zwischen den beiden vortretenden Pfosten und den Brettern der Rückwand vollständig aus, als sei es in die Höhlung hineingepreßt worden. Ein seitlicher Eingang führt ins Innere des Nestes; denn weil hier, sobald vom Wasserrad her der Wind weht, ein feiner Sprühregen alles durchnäßt, haben die Vögel auch von oben durch eine dichte Decke aus Moos die Kinderwiege geschützt; ein trocknes Plätzchen bedürfen die Kleinen, denn wasserdicht ist ihr Gefieder erst nach der Mauser.

In dem dunkeln kugelförmigen Bau, der gar sauber mit feinem Laub und zarten Hälmchen ausgelegt ist, schlüpfen, nachdem das Weibchen zwei Wochen emsig gebrütet hat, fünf Junge aus den reinweißen Eiern. Sie sehen ganz anders aus als die Eltern, auch wenn sie die blaugrauen Dunen schon abgelegt und richtige Federn bekommen haben: schmutzig schiefergrau alle oberen Teile, Kehle und Brust aber weißlich, mit schwarzbraunen Querwellen sanft überlaufen, auf den dunkeln Schwingen ein paar weiße Binden. So sitzen die kleinen Gelbschnäbel, wenn sie ausgeflogen sind, gern im Wurzelgeäst am ausgewaschenen Ufer oder auf dürren Zweigen, niedrig über

dem Wasser. Sie lassen sich von den Eltern lange Zeit füttern, denn das Fischerhandwerk ist schwierig und erfordert viel Übung. Aber Scheu vor dem Wasser kennen sie nicht, und schon wenig Tage, nachdem sie das Nest verlassen haben, folgen sie dem lockenden „zert zet" der Alten, laufen am kiesigen Boden umher und trippeln munter durch's seichte Wasser. Sich zu verstecken, verstehen sie sehr gut; ein Warnungsruf von Vater oder Mutter, und sofort schlüpfen sie, eins hier, ein anderes dort, zwischen das Wurzelgeflecht und in die Erdhöhlungen, die der Bach in die Ufer gerissen hat.

Zweimal im Jahre schreiten die Wasseramseln zur Brut. Im Juni sitzt die Mutter auf dem neuen Gelege, und der Vater singt seine Strophen, ohne sich weiter um die Erstgeborenen zu kümmern. Diese schlagen sich nun allein durch die Welt; wenn sie gemausert haben, sind sie den Alten recht ähnlich geworden. Sobald im Juli die jüngeren Geschwister erscheinen, zerstreuen sich die älteren hierhin und dahin, besuchen die kleinen Seitentäler des Bachs oder wandern auch mit dem Wasser talwärts bis an den Fluß, in den es mündet, und von dort einen andern Wasserlauf wieder empor bis hoch ins Gebirge. Gerade bergige Gegenden bevorzugt der weißkehlige Fischer. Dort ist das Wasser am klarsten, von den oft giftigen Abflüssen der Fabriken, die so viel Lebewesen vernichten, noch nicht getrübt; dort liegen die schönsten Steine im Bachbett, um von hier Ausschau nach einer Beute zu halten; die Felsen links und rechts an den Ufern sind reich an Spalten und Löchern, das Nest aufzunehmen, und dann muß man als Standvogel doch auch des Winters gedenken: das schnell von Stein zu Stein hüpfende Bächlein friert dort oben nicht zu, oder es bleibt wenigstens hie und da eine Stelle offen, wo man auch beim strengsten Frost sein tägliches Brot findet. Aus diesen Gründen ist die Wasseramsel in den deutschen Mittelgebirgen häufiger, als in der norddeutschen Ebene. Im höhern Norden, z. B. in Norwegen, aber auch schon an der deutschen Ostseeküste, namentlich in Pommern und Ostpreußen, ferner in Rußland bis zum Ural, wird die in Mitteldeutschland heimische Art von einer ganz nah Verwandten vertreten, die sich lediglich durch ihren braunschwarzen Bauch kennzeichnet, in ihrer Lebensweise aber nicht den geringsten Unterschied aufweist. Eine dritte Abart, deren ganzes Gefieder dunkel kaffeebraun gefärbt ist, bewohnt weite Gebiete Asiens, namentlich Ostsibirien, eine vierte die Pyrenäen, eine fünfte Südeuropa, von der Schweiz an bis zur Balkanhalbinsel, und damit ist die Zahl der Abarten noch keineswegs erschöpft.

Die Wasseramsel hat wegen ihres Handwerks von jeher zu den geächteten Vögeln gehört, und nur erst die neueste Zeit ist in der Beurteilung dieses „Fischers" etwas gerechter geworden. An Forellenbächen, wo künstliche Fischzucht betrieben wird, namentlich an „Jährlingsteichen", kann man den Vogel nicht brauchen; hier stiftet er durch das Wegfangen der stecknadellangen Fischchen in der Tat einigen Schaden. Prämien auf seine Vertilgung

auszusetzen, wie es wohl hier und da geschehen, ist aber unter allen Umständen zu verwerfen. Massenhaft tritt ja die Wasseramsel nirgends auf, denn jedes Pärchen bedarf eines weiten Reviers, innerhalb dessen es kein zweites duldet. Schon aus diesem Grunde kann von einem sehr empfindlichen Schaden nirgends gesprochen werden, selbst an Forellenbächen nicht, zumal der Vogel durch das Wegfangen vieler Insekten, die der Fischzucht schaden, auch Nutzen stiftet. Deshalb Schutz dem Wasserstar auch von Seite des Forellenzüchters, so weit er es nur irgend mit seinen Interessen vereinigen kann! An Bächen aber und Wildwässern des Gebirges, selbst an forellenreichen, die Wasseramsel ausrotten zu wollen, ist eine Versündigung an der Natur. In Mitteldeutschland gibt es ja so viele Gewässer, deren Fischreichtum infolge der modernen Kultur- und Industrieverhältnisse auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen ist. Würden die Vögel lediglich auf Fischnahrung angewiesen sein, sie würden verhungern; denn wie selten mag es ihnen an solch einem fischarmen Wasser gelingen, einen kleinen Flossenträger zu erwischen; aber sie harren aus, sobald sie Insektenkost finden. Wer der Meinung ist, daß man durch rücksichtsloses Wegknallen der Wasseramsel und des Eisvogels die Gewässer Deutschlands wieder in fischreiche Gründe verwandeln könne, die sie ehemals waren, der irrt sich gewaltig. Eines unvergleichlichen Reizes wird die Landschaft durch solches Morden beraubt, um eine wahre, reine Freude wird das Herz des Naturfreundes ärmer!

Das deutsche Vogelschutzgesetz stellt deshalb auch mit Recht den Wasserstar unter seinen Schutz, ja es ist nicht einmal den Fischereiberechtigten erlaubt, den Vogel zu fangen und zu töten, während dies in manchem deutschen Bundesstaat, z. B. in Preußen, inbetreff des Eisvogels vom Fischereigesetz gestattet wird.

A. Taylor. Near Clitheroe (Lancashire), Mai 1907.
Junge Wasseramsel.

Weidenlaubsänger, Fitis und Berglaubvogel.

Von Martin Braeß.

Ungleich verteilt sind die Gaben Apolls unter den Mitgliedern der deutschen Laubvögel. Am stiefmütterlichsten ist der kleinste dieses Zwergengeschlechts veranlagt, der Weidenlaubsänger. „Zilp-zalp, zilp-zalp . . .", dreißig- bis vierzigmal hintereinander, das ist alles, was er gelernt hat. Aber man kann dem Vöglein nicht gram sein; die armseligen Laute sind ja auch ein Loblied des Lenzes, ein Ausdruck von Freude und Liebe, welche die Brust des bescheidenen Sängers ebenso schwellen, wie die des gottbegnadeten Künstlers. Ja, gerade der kleine „Zilpzalp" kann vor Liebessehnsucht den Lenz kaum erwarten. Schon um die Mitte des Märzmonds kehrt er zurück, wenn noch so oft der rauhe Nordost bläst und Schneeflocken vom bewölkten Himmel herabwirbeln. Das Vöglein durchsucht dann jedes Gebüsch nach kärglicher Nahrung. Aber die Not geht vorüber; sobald der erste Sonnenstrahl durch's graue Gewölk bricht, leidet es den Kleinen nicht mehr im niedrigen Buschwerk; er flattert in sein Lieblingsbereich empor, in die Kronen der Bäume, die freilich noch der Blätter entbehren; vom höchsten Zweiglein herab singt er sein zweisilbig Liedchen.

Ein winziger Gnom, wie er so dasitzt, zierlich das ganze Figürchen, von dem dünnen Pfriemenschnabel an bis zu den zarten Läufen und den schwächlichen Zehen. Aber quecksilbernes Leben pulsiert in dem kleinen Persönchen; ruhig kann der zwerghafte Vogel nicht sitzen. Ohne Unterlaß zucken die winzigen Flügel, und das gerad abgestutzte Steuer des Schwanzes wippt hin und her. Bald ist's die schmutzigweiße Unterseite, bald der bräunlich graugrüne Rücken, den das Vöglein dem Beschauer zuwendet; jetzt pickt es an einer Knospe, jetzt faßt es im Sprung eine Fliege, und jetzt stürzt der Kleine gar auf den Buchfink los, der mit schmetterndem Anschlag seine Strophe begann — und wahrhaftig, der Große verschluckt den Schluß seines mutigen Reiterlieds und nimmt Reißaus vor dem neckischen Kobold. „Huid, huid" höhnt ihm dieser nach; dann fliegt er auf den Boden hinab, hüpft in großen Sprüngen ein paarmal durchs welke Laub; aber gleich ist er wieder in den schützenden Zweigen, jetzt hier und jetzt da.

Ein kleines Revier ist's, wo sich der Weidenlaubsänger mit seiner Gattin umhertreibt. Ob Laub- oder Nadelwald, ob Park oder Kiefernheide, ist den Vögeln ganz gleich; nur soll's kein undurchdringliches Walddickicht sein, am liebsten ein sanfter Hang mit hohen Bäumen und recht viel Gebüsch.

K. Seffel. *Sauschloß bei Terlan (Südtirol), Mai 1908.*

Weidenlaubsänger, Männchen, in der Nähe seines Nestes.

Das hübsche, kunstvolle Nestchen steht immer am Erdboden, zwischen Grasbüscheln und Moos gut versteckt, oder im Wurzelgeflecht einer Föhre, einer Buche, oder auch etwas höher in der morschen Vertiefung eines Baumstumpfs. Backofenförmig überwölbt ist der zierliche Bau, an einer Seite der Eingang. Außen bilden Grasblätter und Halme, trocknes Laub, auch etwas Moos ein lockeres Gewebe, während das schön gerundete Innere mit Haaren und Federn, mit Pflanzenwolle und zartesten Hälmchen ausgepolstert ist. Fünf oder sechs Eier liegen darin, winzige Dinger, weiß mit feinen schwärzlichen und braunen Pünktchen bedeckt. Wenn die Jungen piepen, geht es den ganzen Tag geschäftig hin und her, vom hohen Wipfel hinab in das Buschwerk — es lauscht doch kein Feind in der Nähe? nein, nichts Verdächtiges ist im ganzen Umkreis zu merken — also hurtig in sicherem Schwung durch die enge Pforte des Nestchens geschlüpft; schnell die Stechfliege, die Spinne, die Mücke oder den Käfer, die Puppe, die zappelnde Made in den Rachen der Hungrigsten, und dann von neuem hinauf in die Baumkrone; „huid huid", da sitz ich schon wieder im Grünen hoch über der Erde!

K. Soffel. *Siebeneich-Bozen (Südtirol), Mai 1908.*

Weidenlaubsängerweibchen beim Nest.

J. Atkinson. *Walton Hall (Wakefield), Juni 1904.*

Weidenlaubsänger, brütend.

Zweimal im Jahre schreitet das Pärchen zur Brut. Wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat, liegen abermals vier Eier im Nest; das Weibchen brütet, und das Männchen leiert stundenlang sein einförmig Liedchen. Ende Juli hat dann, wenn alles glatt geht, die Kindererziehung für dies Jahr ein Ende. Jetzt ist man nicht mehr so eng an das Revier gebunden, wo das Nest seinen Platz hat; familienweise schlüpfen die Alten und Jungen in der ganzen Gegend durchs Astwerk der Bäume. Von Woche zu Woche zerstreuen sie sich weiter, um dann Abschied zu nehmen. Im September ziehen die ersten, zumeist sind es Jungvögel; sie sind ungeduldige Kinder. Die Alten folgen später, erst im Oktober; ja selbst im November durchstreift noch mancher die Heimat.

Weit nach Norden erstreckt sich das Brutgebiet des Weidenlaubvogels — man sieht es dem zarten Figürchen nicht an — bis zur Mitte von Skandinavien und in Rußland bis 65° n. Br. Alle Länder südlich davon, auch ganz Großbritannien hat der Kleine zur Heimat. Ja sein Verwandter, der Fitis, dringt sogar noch weiter nach Norden vor; er brütet in ganz Schweden und

19*

M. Behr. *Trebbichauer Busch, Juni 1906.*

Nest und Gelege des Weidenlaubvogels.

Norwegen und erreicht in Rußland ungefähr den 70.° n. Br. Südlich erstreckt sich sein Brutgebiet bis nach Nordafrika, ganz Spanien und Italien einschließend, während er die Balkanhalbinsel und Südrußland nur auf dem Durchzug besucht.

Wie der Weidenlaubvogel, so baut auch der Fitis sein kunstvoll überwölbtes Nest auf den Erdboden, zwischen Grasbüscheln, Wurzeln oder Moos ganz versteckt, obwohl sich das Leben auch dieses Vögelchens hauptsächlich im Laubdach der Bäume abspielt. Fünf, sechs, bisweilen sogar sieben Eier zählt das volle Gelege, und wenn die Jungen, die Ende Mai oder Anfang Juni das Kugelnestchen verlassen, noch ein paar Wochen von den besorgten Eltern geführt worden sind, schreiten diese zu einer zweiten Brut, die etwa Anfang Juli flügge wird; diesmal sind es aber nur selten mehr als vier Junge. Auch sie zerstreuen sich nach ein paar Wochen, und die Eltern bleiben allein, obgleich sie zehn oder elf Kinder großgezogen haben — wer weiß, wo sie sind, wieviele noch leben? Aber das muntere, lebhafte Temperament verläßt den Fitis niemals, auch nicht in der schwülen Hitze des

J. Atkinson. *Pool (Yorkshire), Juni 1907.*

Fitislaubvogel.

W. Wilson. *Skipton in Craven (Yorkshire) Juni 1906.*

Fitislaubvogel.

Hochsommers; selbst im August tönt sein Liedchen noch aus mancher Laubkrone des Waldes, aus manchem Fichtengebüsch.

Der Fitis ist entschieden der beste Sänger der kleinen Laubvogelgesellschaft. Süß, innig und sehnsuchtsvoll flötet er sein kleines Lied. Dem flotten Finkenschlag ist's zu vergleichen, so ähnlich das Tonbild: erst eine Reihe nur wenig sich senkender Schläge und dann das typische „Würzgebier". Aber wieviel zarter und weicher, als der kecke Schlag des Finken! „Dididi die die düe düe düe dea dea düe deida deida da" — bald hier, bald dort klingt's aus der Fichtenschonung der stillen Heide im sonnigen Frühling. Es paßt so recht zu dem zarten Grün, mit dem sich die Birken schmücken, so recht zu den zierlichen Kätzchen der Hasel, die leise bewegt gelben Pollen weithin übers Land streuen — weiche wohlige Stimmung am lauwarmen Lenzabend.

Den Einzug des Frühlings will der Fitis uns Menschen verkünden. Drum kommt er so zeitig. Nur wenn die Witterung rauh ist, verzieht er ein wenig und meldet erst im April seine Ankunft. Anfangs, wenn die

R. Paul. *Glogau, Juni 1908.*

Fitislaubsänger vor dem Nesteingang.

R. B. Lodge. *Middlesex, Mai 1898.*

Fitissängers Nest und Gelege.

J. Atkinson. *Pool (Yorkshire), Juni 1907.*

Fitissänger, Junge fütternd.

K. Soffel. Berglaubvogel. *Siebeneich-Bozen, Mai 1908.*

Bäume noch kahl sind, schlüpft er gern, dem Zaunkönige gleich, durch Dornen- und Reisighaufen, durch junge Fichtenbestände; sobald sich aber der Laubwald geschmückt hat, sucht er droben im Wipfel der Bäume sein eigentliches Wohnhaus auf, von dem sich das gelbgrüne Kleidchen so wenig abhebt, daß der kleine Vogel vor seinen Feinden geborgen ist, ein wirklicher „Laubvogel". Mancher Lenz, mancher Sommer würde kommen und gehen, ohne daß die Menschen sich des lieblichen Vögelchens erinnerten, wenn nicht sein nimmermüder Gesang so lieblich aus dem Laubwerk des Waldes tönte. Innig wie Rotkehlchens Strophe und zart zugleich wie Goldhähnchens Stimme.

Der dritte im Bunde ist der Waldlaubvogel; er wird auch „Sommervögelchen" genannt, weil er erst ankommt, wenn die Ebereschen und Weiden grünes Laub haben und der Kuckucksruf wohl schon acht Tage lang durch den Forst schallt. Sein Gesang ist wieder ganz anders, so charakteristisch, daß jeder den „Waldschwirrer" erkennt. Mit sechs oder sieben hohen Staccatotönen hebt er an: „Ipp sipp sipp sipp-sipp, sippsipp"; dann folgt ein schwirrender Triller, um eine Terz fallend: „sirrrrr . . ." und nun vier- bis neunmal „djü djü djü djü . . .", im weichsten Pianissimo allmählich verhallend. In seiner Lebensweise wie im Äußeren gleicht das Vöglein seinen Verwandten.

In mancher Gegend Süddeutschlands, z. B. in den bayerischen und österreichischen Kalkalpen, auch im schwäbischen Jura und Schwarzwald, lebt

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1905.*

Weidenlaubvogel.

K. Soffel. *Siebeneich, Mai 1908.*

Berglaubvogel.

R. B. Lodge. *Enfield, Mai 1896.*

Fitislaubvogel am Nest.

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1902.*

Waldlaubvogel.

noch ein vierter Laubvogel; Berglaubsänger wird er genannt. Eine fast reinweiße Unterseite, an der er leicht kenntlich ist, zeichnet ihn aus. Vielleicht ist er der unruhigste der ganzen temperamentvollen Sippe; unermüdlich hüpft er vom frühen Morgen bis spät abends in den Kronen der Tannen, Fichten und Buchen des Bergwaldes umher und weiß sich den Augen des Beobachters geschickt zu entziehen. Aber seine Stimme verrät ihn; denn schweigsam ist das muntere Vögelchen nicht. Es „schwirrt" wie der Waldlaubsänger, aber rascher und kürzer, und auch seine Gesangsstrophen haben Ähnlichkeit mit dem zarten Lied jenes Vögleins: bald enger, bald lockerer aneinandergereihte Töne, denen einzelne weiche Pfeiflaute eingefügt werden.

Unscheinbar ist die ganze Gesellschaft der Laubsänger; das Volk beachtet sie nicht, weiß nichts von ihnen, ja es kennt nicht mal ihre Namen. Aber der Gesang ist so charakteristisch, daß es keines geschulten Ohres bedarf, um ohne weiteres die Art zu bestimmen, und so fleißig üben sie alle die Stimme, daß der Naturfreund keinen der drei oder vier Sänger vermissen vermöchte.

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1902.*

Brütender Waldlaubvogel.

Die Kornweihe.

Von Hermann Löns.

Meilenlang zieht sich das Bruch unter der hohen Geest hin, auf der ein dunkler Wald bollwerkt.

Einst war es dort überall naß, so daß die Kuhhirten, die vom Frühling bis in den Herbst mit ihrem Weidevieh dort blieben, sich hohe Wurten aufwerfen mußten, damit sie in ihren Hütten nicht nasse Füße bekamen.

Damals brütete die Dommel hier noch und der Uhu, der im wildesten Porstgestrüppe zwischen den Wurzelschossen einer vom Wind geworfenen morschen Erle seinen Horst hatte und seinen Jungen alles zutrug, was es im Bruche gab: den Hasen und das frischgesetzte Kitz, die Eichkatze und das Wiesel, die Birkhenne und die Mutterente, den Brachvogel und die Krähe, die Kreuzotter und die Natter, den Hecht und den Aal. Acht Kranichpaare lebten hier und erfüllten morgens das Bruch mit Fanfarengeschmetter, der Schreiadler jagte Maus und Frosch und der Wanderfalke schlug die Krähe und die Taube. Nach Hunderten zählten die Goldregenpfeifer des Bruches und nach Tausenden die Bekassinen, und abends klang die ganze Luft vom Schwirren und Klingeln der Enten.

Es ist anders hier geworden. Die Eisenbahn erschloß das stille Heidland. Der Kreis bewilligte den Kanal, der das Wasser aus dem Bruche dem Flusse zuführte, und wenn die Bauern heute zur Kirche wollen, so brauchen sie nicht mehr mit langen Stiefeln zu Pferde sitzen, damit ihre Strümpfe trocken bleiben, denn quer durch das Bruch führt jetzt eine hohe Straße mit festem Damm aus Findlingen und nicht mehr ein Knüppeldamm, wie früher, der nur im trockenen Sommer nicht unter Wasser stand. Rund um den Rand des Bruches verschwand ein Stück Ödland nach dem anderen; die Bauern rodeten die Porstbüsche, zäunten ein Stück Urland ein, ließen düngen und ihr Vieh dort weiden, halfen mit dem Spaten nach, wo ein Wasserloch war, fuhren Kalk hinauf, legten Abzugsgräben, Stauwerke und Dämme an, und das Bruch entsäuerte sich und ward zur Wiese.

Da wurde es dem Uhu unheimlich und er verschwand. Ihm nach folgte der Schreiadler, und als die alten Kiefern fielen, kam der Wanderfalke nicht wieder und auch der Kolkrabe horstet jetzt irgendwo anders, wo er Ruhe vor dem Menschen hat. Von den acht Kranichpaaren ist noch eins übriggeblieben, der Schwarzstorch läßt sich nur noch selten blicken, die Rohrdommel nur zur Zugzeit, die Blauracken blieben aus, als die alten Eichen fielen,

Steenhuizen. *Naardermeer bei Amsterdam, Juni 1906.*

Kornweihen im Nest.
Eine Woche alt.

der Wiedehopf nahm ab, von den vielen Goldregenpfeifern blieben zwei Paare übrig und die Bekassinen schwärmen nun nicht mehr so dicht, wie die Bienen.

An buntem Leben mangelt es trotzdem nicht. Krähen sind reichlich da, bei dem Anbauerhofe brüten Elstern, der Storch kommt jeden Tag zu Besuch, an Enten fehlt es nicht, in den moorigen Wäldern brüten Waldschnepfen, auf den Wacholderbüschen hält der Raubwürger Wacht, an den Gräben und Flüßchen fischt der Reiher, über die Wiesen schwebt die Mooreule, Stare kommen in Haufen, in dem Walddickicht locken die Dompfaffen, und zahllos ist das Kleinvogelvolk, das die Büsche und Horste und das Röhricht und die Wiesen belebt. Da sind Bruchweißkehlchen und Schwirrsänger, Rohrammer und Pieper, Heidlerche und Goldammer, Meisen von allerlei Arten, Goldhähnchen, Zaunkönig und Laubvogel, Fink und Hänfling, Singdrossel und Amsel, Grasmücke und Kuhstelze, Schwalben und Segler jagen hier, und im Mai läutet überall der Kuckuck. An Fröschen und Mooreidechsen, Mäusen und Kerbtieren allerart ist Überfluß.

Steenhuizen. *Naarderweer bei Amsterdam, Juni 1906.*

Kornweihen im Nest.

14 Tage alt. Fuß eines Bläßhuhns auf dem Nestrand.

Sind auch die großen Räuber verschwunden, der Räuber zweiter Stärke sind genug da. Der Turmfalke streicht oft bis hierher, von Mäusebussarden und Wespenbussarden brüten mehrere Paare, ein Lerchenfalkenpaar hat sich gehalten, der Sperber ist nicht selten, ab und zu läßt sich der Waldkauz hören, die Waldohreule ist reichlich da, ebenso die Mooreule, und die Rohrweihe einst häufig hier, blieb in einem Paare. Sie alle zusammen aber geben dem Bruche nicht so viel Reiz, wie die Kornweihen. Sie schweben über die grünen Wiesen, wehen vor den dunkeln Wäldern her, tauchen über dem fahlen Bruche auf und schwenken sich über das braune Moor. Sie zerreißen den Chorgesang der Kleinvögel mit gellendem Rufe und beleben die Luft mit dem Getaumel ihres Balzspieles.

Der Jagdpächter ist ein verständiger Mann; er läßt sie gewähren. Er weiß, daß sie ihre Kröpfe mit den Eiern von Lerche und Pieper, Ammer und Rohrsänger füllen, daß sie die Jungente schlagen und das Feldhuhngesperre vermindern, er lockt sie, sitzt er bei der Balzjagd im Schirm oder steht er auf dem Anstand im dichten Wacholderbusch, oft mit dem Mäuse-

pfiff so nahe vor sich, daß er die gelben Augen in dem Eulengesicht erkennen kann, aber es fällt ihm nicht ein, den Drückefinger auf sie krumm zu machen. Ist er auch kein kunstverständiger Mann, der klugrechnende Kaufmann hat ein Herz im Leibe und Augen, die sich an allem, was schön und edel ist, erfreuen, und so gönnt er dem letzten Habichtspaare den Fasan, dem Kolkraben den Junghasen und den Weihen das, was sie brauchen, denn es ist genug im Bruche für sie, wie für ihn.

Er möchte ihn nicht missen, den bläulichweißen Vogel, der jetzt im stetigen Fluge über die goldrot blühenden Porstflächen zieht, nun über die Wiesen schaukelt, sich im Kreise dreht, bis auf den Boden schwebt, sich wieder aufnimmt und umwendet, um mit langsamen Fittichschlägen jetzt das Buschwerk am Staugraben zu übersteigen und nun ohne Flügelschlag über das grüne Wiesenland dahinzuschweben und vom braunen Moore sich abzuheben, wie eine lichte Erinnerung in einer dunkeln Stunde, und der jetzt verschwindet, wie ein fallender Stern in der Nacht. Zu viele schöne Erinnerungen an einsame Weidmannsstunden verknüpfen sich dem Manne beim Anblicke des gefiederten Räubers, Stunden, in denen er vergaß, daß es ein Hauptbuch gibt und eine Konkurrenz, gegen die er sich wehren muß Tag für Tag. Dicht vor seinem Versteck her wiegt sich ein bräunliches Weihenweibchen über den Boden hin, so nahe an ihm vorbeiwehend, daß er jeden lichten Federsaum der Schwingen, jede dunkle Federmitte des Bauches erkennen kann. Jetzt wendet es, beschreibt einen Kreis, dreht sich in einer Schraube bis auf das Torfmoospolster, krallt einen Moorfrosch auf und sinkt mit der Beute hinter die Porstbüsche.

Dann kommt von dort, wo es verschwand, ein halblauter Katzenschrei und findet Antwort in einem harten Gemecker aus hoher Luft. Da schwebt das lichte Männchen, zieht weite Kreise, anmutig die Schwingen haltend, wirft sich steil empor und fällt in einer Zickzacklinie dahin, wo das Weibchen harrt, es mit sich in die Höhe nehmend. Dort schwimmen sie beide ohne Flügelschlag, silbern der eine im Frühsonnenscheine, golden der andere, zwei Kreise beschreibend, die sich bald schneiden, bald ausschließen, dann und wann meckernd, hell und hart das eine, dumpfer und weicher das andere, bis das Männchen sich wieder in die Tiefe wirft und, in edlem Bogen aufsteigend, abermals hinabfällt, gellend dabei seine Stimme ertönen lassend.

Unbekümmert um das Spiel des Weihenpaares balzt unter ihm ein Birkhahn. Ohne auf sie zu achten, fällt ein Erpel in dem Graben ein und schnattert zwischen dem Gekräut umher. Die Krähe, die sonst selbst den Bussard belästigt, tut so, als gingen sie die beiden nichts an, und ruhig steht in der Wiese der Kiebitz. Der Rohrammer bleibt auf dem Weidenbusche sitzen und singt weiter, auf dem grauen Gebälke des Wehres hüpft der Zaunkönig umher, die Bachstelze trippelt auf dem Damme herum und die Bekassine

Steenhuizen. *Naardermeer bei Amsterdam, Juli 1906.*

Nahezu flügge Kornweihen im Nest.

lockt unverdrossen weiter. Solange die Sonne hoch und die Luft klar ist, braucht der die Weihe nicht zu fürchten, der helle Augen und flinke Flügel hat oder rechtzeitig sein Schlupfloch im Damme oder des Porstbusches Gewirr zu erreichen weiß. Und jetzt, wo die Weihen beim wilden, lauten Liebesspiele sind, da weiß jeder Vogel im Bruche, daß sie dann so ungefährlich sind, wie der Ammer auf dem Weidenbusche und der Zaunkönig auf dem Balkenwerke.

Wenn aber der Birkhahn sein Abendbalzlied anstimmt, wenn die Mooreule ihren Raubflug beginnt, der Bock aus der Dickung tritt und der Fuchs den Damm entlang schleicht, wenn die Nebel die Porstbüsche umquellen, dann wird aus dem lichten Gaukler der bleiche Mörder. Mit leisem Eulenfluge schwebt er dicht über den Boden und seine gelben Augen erspähen das Mäuschen im Grase, den Pieper im Moose, die Lerche im Heidkraut. Die langen, gelben Füße sind blitzschnell, die Zehen totsicher, die Krallen dolchspitz, sie greifen niemals vorbei und was sie fassen, das halten sie fest. Und alles ist ihnen recht, was da lebt und webt, ganz gleich, ob es Federn oder Haar, Schuppe oder Schild, nackte Haut oder harten Panzer trägt.

Die Lerche auf dem Nest muß sterben und ihre Eier wandern heil und ganz hinein in den Schlund, zu dem Schwimmkäfer, der auf dem Seerosenblatte zum Fluge die Schwingen reckte, zu der Spitzmaus, die über den Fußsteig huschte, zu der Blindschleiche, die im Moose kroch, zu der Grille, die ihr Liedchen fiedelte. Es ist eine böse Zeit, die Stunde nach dem Verschwinden der Sonne, und erst, wenn der Himmel dunkel und das Bruch hell vom Nebel wird, haben die kleinen Tiere vor der Weihe Frieden.

Wenn aber die Sonne über die Geest steigt und dem dunkeln Walde Gold in die Locken streut, für die Birkhähne die stille Stunde und für die Bekassinen die Schlafenszeit kommt, wenn die Krähe quarrend durch den Nebel rudert und der Schwarzspecht sein Höllenlachen losläßt, die Kraniche ihr Trompetenduett beginnen und der Brachvogel dazu die Flöte spielt und die Mooreule zum letzten Male sich meckernd aus der Höhe wirft, dann ist der bleiche Mordvogel wieder da und langt die Lerche aus der taufeuchten Heide und den Moorfrosch vom nassen Moospolster, knickt den Pieper und würgt die Wühlmaus, bis die Sonne den Nebel verjagte und das Moor mit Diamanten und die Birken mit Smaragden bestreut und aus dem bleichen Mörder wieder den lichten Gaukler macht, der mit weichem Liebesfluge und hartem Schrei dem Bruche wunderbare Reize verleiht. Dann spielen hier über der Wiese und dort an dem Bache und da über dem Porste und drüben vor dem Walde die Paare in der Luft, silbern das Männchen, goldig das Weibchen, und der Mensch, der Augen hat zu sehen, dem lacht das Herz im Leibe und er weiß, daß den Begriff vom nützlichen und schädlichen Vogel ein Mann erfunden hat, der statt Blut Wasser in den Adern hatte und statt der Augen ein Paar Brillengläser im Gesichte.

Es ist ja unglaublich viel an Kleingetier, das ein Weihenpaar umbringt, und hat es erst für seine Brut zu sorgen, so schleppt es Unmassen von Jungvögeln nach dem struppigen Horste im Wirrwarr der Porstbüsche und den gierhalsigen Jungen speit es im Laufe des Vorsommers Hunderte von Vogeleiern vor. Aber das Bruch wimmelt jahraus, jahrein von Vögeln, obzwar mehr als zwanzig Weihenpaare jeden Tag dort jagen, und die Feldhühner nehmen von Sommer zu Sommer zu.

Die Welt ist so arm geworden an schönem und großem Raubgeflügel, aber immer noch gibt es Gemütskrüppel, denen die Welt noch viel zu bunt ist, und damit sie bald langweilig und öde werde, wie sie selber, sagen und schreiben sie unentwegt von der Schädlichkeit der Weihe und finden immer noch Narren, die es ihnen glauben.

Wer aber rotes Blut im Leibe und blanke Augen im Kopfe hat, der gönnt der Weihe die Lerche und den Ammer, das Feldhühnchen und den Junghasen, denn davon gibt es mehr als genug.

Der graue Steinschmätzer.

Von Martin Braeß.

Die Ackerfurchen strömen kräftigen Erdgeruch aus. Weit dehnt sich die violettbraune Fläche; sie steigt in der Ferne zur halben Höhe des Hügels empor, der von Buschwerk und einigen Bäumen gekrönt wird. An der Seite des Hügels, rötlich schimmernd, ein Steinbruch; dürftige Birken schauen vom Rand in die Tiefe hinab. Das erste Lenzgrün liegt nur wie ein sanfter Hauch über ihrem zarten Geäst; um so üppiger sproßt die Wintersaat auf den Feldern, die links und rechts an den Sturzacker grenzen.

Ein Vogel hat auf einem Grenzstein Posto gefaßt; er knixt und bewegt wippend das Schwänzchen. Nun schaut er sich um, in gestreckter, aufrechter Haltung, den Schwanz nach unten geneigt, ganz anders als die Bachstelze sitzt, mit der sein Gefieder in den Farben einige Ähnlichkeit hat; denn es ist auffallend hell. Oberkopf, Nacken, Schultern und der ganze Rücken gleichmäßig aschgrau, die Unterseite weißlich mit rostgelbem Anflug, dunkle Schwingen und als besonderer Schmuck jederseits ein breiter samtschwarzer Zügel, der sich von der Schnabelwurzel übers Auge fast bis an den Hinterkopf zieht. Das eigentümlichste aber ist doch das Schwänzchen: glänzendes Schwarz und schneeiges Weiß, so verteilt, daß das Weiß des Bürzels sich noch auf zwei Drittel der Schwanzlänge erstreckt, nur in der Mitte vor den ganz schwarzen Fächerfedern zurückweichend.

Steinschmätzer hat man den Vogel genannt, weil er gern ausgedehnte Steinbruchs- oder Bergwerkshalden, Schluchten und Hohlwege mit Felsenwänden, steinige Flußufer, Klippen am Meeresstrand, mit Steinmauern befestigte Weinbergsgehänge, Äcker mit Feldsteinhaufen und ähnliche Orte zum Aufenthalt wählt. Jetzt ist er eben von der Reise zurück; Ende März, Anfang April wählt er zum Ankunftstermin. Vielleicht ist er zusammen mit seinem Weibchen gereist, das sich jetzt neben ihm zeigt; wie ein Fetzen weißen Papiers, das der Wind über den Erdboden treibt, wie eine Gänsefeder kam es geflogen. Mit lebhaftem Lockton wird es empfangen, und nun schwatzen und tändeln die beiden, von Scholle zu Scholle flatternd, von Stein zu Stein einander verfolgend. Das Männchen beginnt ab und zu einen kurzen Gesang; an die weiße Bachstelze erinnert's oder an Braunkehlchens Lied. Viel ist nicht daran, und auch der kleine Sänger betrachtet seine Leistung nicht gerade als Kunst, sonst würde er die Fliege unbeachtet lassen, die dort herbeisummt. Aber sein Liedchen trällernd,

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905.*

Steinschmätzermännchen am Nest.

fliegt er ihr entgegen, schnappt sie aus freier Luft weg und verschlingt sie, ohne sich im Gesang unterbrechen zu lassen; ein wirklicher Künstler singt und ißt nicht zugleich. Und doch in öder, einsamer Gegend findet auch Steinschmätzers rauhe Strophe einen Widerhall in jedem empfänglichen Gemüt.

Einen geeigneten Brutplatz suchen die Steinschmätzer bald nach ihrer Rückkehr auf; denn es scheint, sie kommen bereits gepaart in der nördlichen Heimat an. Unser Pärchen weiß, wo es seine Wohnung aufschlagen will; schon im vorigen Jahr brütete es in dem verlassenen Granitbruch an der einen Seite des Hügels, der sich aus den Feldern erhebt, und an der bewährten alten Wohnstätte hält man gern fest. Aber mit dem Nestbau hat es noch gute Weile. Die Flitterwochen wollen die Vögel in Lust und Frohsinn genießen. Flüchtig durchstreifen sie die nähere und weitere Umgebung ihrer künftigen Wohnstätte, überall kurze Zeit weilend, auf jedem auffälligen Stein, auf jedem Chausseehaufen Platz nehmend. Stets ein Bückling, ein schnalzender Ton, ein Wippen des Schwanzes beim Niederlassen sowohl wie beim Abflug. Hurtig und geschickt in jeder Bewegung. Auf dem Boden hüpfen die schlanken, hohen Läufe so schnell, daß es wie ein eiliger Lauf scheint, den Bachstelzen gleich; jedes Hindernis wird im Sturme genommen, und der flachbogige Flug geht pfeilschnell dahin, fast immer dicht über der Erde.

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905.*

Steinschmätzerweibchen am Nest.

Nur wenn die Liebe erwacht ist, vergessen die Vögel oft solche Vorsicht. Singend steigt das Männchen von seinem Lieblingsplatz einige Meter in schiefer Richtung empor, wie es der Baumpieper macht, und stürzt sich dann schnell in eigentümlicher Schwenkung wieder nach dem Plätzchen oder einem andern Sitzpunkt herab. Es zeigt seine ganze Schönheit dabei, den gespreizten schwarz-weißen Schwanzfächer und den schneeigen Bürzel; ja manchmal treibt es den Balzflug so toll, daß es sich in der Luft überschlägt. Dann gleicht es ganz einem Fetzen weißen Linnens, den ein Windstoß gepackt hat. Von andern Kleinvögeln mögen die beiden nichts wissen; namentlich dulden sie kein zweites Pärchen in ihrer Nähe. Auch mit andern Vögeln ist Zank und Streit an der Tagesordnung; aber schließlich meint man's doch nicht so ernst, und gönnt dem Bachstelzenpärchen ein Plätzchen unfern des eigenen Nestes.

Der Mai ist gekommen; da heißt es endlich: an's Werk! Über den Platz sind die beiden längst einig: eine Felsenspalte im Steinbruch. Der Eingang ist weiter, als man ihn braucht; aber die tiefe, ein wenig aufwärts führende Spalte verengt sich nach innen. Hier wird das Weibchen ruhig brüten, ungefährdet werden die Jungen aufwachsen; keiner ahnt, daß in dem starren Granit ein Mutterherz schlägt und kleine Wesen fröhlichem Leben entgegenträumen.

20*

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1906.*

Steinschmätzerweibchen mit Futter im Schnabel.

Höhlenbrüter haben es immer leicht mit dem Nestbau; sie brauchen nicht ängstlich abzuzirkeln, nicht künstlich die Wandung der Kinderwiege zu flechten. Wenn auch hier ein paar Grasblätter oder Halme wirr herausragen, dort helle Federn von Tauben oder Gänsen sich vordrängen, was schadet's in der dunkeln Höhle; das Nest im Hintergrund des über Fuß langen Spaltes sieht doch kein unberufener Blick. So ist es nicht gerade ein Kunstbau; aber die locker ineinander geschobenen Würzelchen, die trocknen Stengel und Blätter füllen den Raum zwischen den Felswänden zweckmäßig aus, und die Pflanzenwolle, die Distelflocken, die Hasen-, Kälber-, Pferdehaare, Federn vom Rebhuhn, von Tauben und anderm Geflügel bilden inmitten des wirren Haufens ein warmes, weiches Polster.

In solch verborgenem Nestchen liegen fünf oder sechs Eier, ausnahmsweise auch einmal sieben. Licht blaugrün sehen sie aus, sanft grünspanfarbig mit mattem Glanz, in den meisten Fällen fleckenlos, nur ausnahmsweise mit winzigen rostbraunen Pünktchen gezeichnet. Hier in der finstern Höhle ist diese ausgesprochene Schutzfärbung der Eier allerdings ohne jede Bedeutung; da würde auch eine weiße Kalkschale genügen. Aber es steht nicht jedes Steinschmätzernest in einer so völlig abgeschlossenen lichtlosen Höhle, wenn es auch wohl immer von oben her gut überdacht ist, und dann, wer weiß, ob nicht vor Zeiten auch der Steinschmätzer wie sein Verwandter, das Braunkehlchen, zwischen dem grünen Gras sein Nest baute; die Farbe seiner

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905.*

Steinschmätzermännchen am Nest.

Eier würde ja so gut dazu passen. Gelegentlich findet sich wohl auch ein Steinschmätzernest in einem tiefen alten Fahrgleis oder unter einem Stamme, unter einem bemosten hohlliegenden Stein — von der Seite sind die Eier dann ganz gut zu sehen; aber durch Schaden gewitzigt, suchen die meisten, wenigstens die älteren erfahrenen Pärchen, ein etwas sichereres Asyl auf, wenn nicht eine Spalte im anstehenden Felsen, so doch ein Loch in der baufälligen Granitmauer des einsamen Friedhofs, einen Winkel in einem Holzstoß, Vertiefungen in den Wänden von Ton- oder Lehmgruben, oder sie benutzen den Unterschlupf, den sich ehemals irgendein anderes Tier, Vogel oder Vierfüßler, gegraben hat, den Bergwerksstollen der Uferschwalbe, wenn er nicht gar zu eng ist, den Kaninchenbau, ein Mauseloch und dergl. Die Schutzfarbe der Eierschalen ist noch geblieben; die Einrichtungen des Körpers und seine physiologischen Funktionen ändern ja nicht so schnell ab, wie die wechselnden Gebräuche und Sitten.

Das Weibchen brütet allein, 14 Tage lang, wie die meisten Vögel von ähnlicher Größe. Oft sitzt das Männchen auf irgendeinem hervorragenden Plätzchen, fast immer auf Steinen, und trällert sein Liedchen. Dabei hält der wachsame Vogel stets Umschau und meldet mit schnalzendem „tack tack" und nervösem Knicksen jede Gefahr, denn Steinschmätzer sind von Natur sehr ängstliche Vögel. Auch dem Menschen trauen sie nicht, am wenigsten in der Nähe des Nestes. An der Landstraße fliehen sie mehr spielend vor ihm, wie

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1909.*

Steinschmätzerweibchen auf einem Holzstoß.

Bachstelzen oder Goldammern, immer von einem Steinhaufen zum andern; an der Brutstätte aber fliegen sie eiligst von dem Sitzplatz herab, unten am Boden hin und schwingen sich dann zu der Kluft empor, die das Nest birgt, wo sie im Dunkel verschwinden. Ist's aber ein schleichender Marder, eine Katze oder auch nur ein kleines Wiesel, so kennt ihre Angst keine Grenze; sie umkreisen den Räuber und stoßen scheinbar nach ihm, und manchmal mag's sein, daß er sich wieder zurückzieht, oft aber werden Eier oder Nestjunge diesen Hauptfeinden der Steinschmätzer zur Beute.

Die folgenden Wochen sind den ausgeschlüpften Jungen gewidmet. Zwischen den Steinen der Halden, an den Blättern der jungen Kohlstauden auf dem Acker, am grasigen Feldrain, überall gibt's Insekten, Käfer und ihre Larven, Raupen vom Weißling, Fliegen, Kleinschmetterlinge, außerdem Spinnen der verschiedensten Art. Sobald man etwas erwischt hat, geht's hurtig hinein zu den Jungen; die sind stets dankbare Abnehmer. Oft sitzt das Männchen auf einem Steinblock, das mehr rötlichgrau, viel unreiner und weniger lebhaft gefärbte Weibchen nicht weit davon auf einem höheren Pfahl, beide voll Erwartung, ob sich nicht etwas am Boden bewegt. Schnell fliegen sie dann hin und nehmen es auf. Die Kunst des Fliegenschnäppers

W. Wilson. *Skipton in Craven (Yorkshire), Juni 1906.*

Junge Steinschmätzer.

und Rotschwänzchens versteht der Steinschmätzer gleichfalls; das vorüberfliegende Insekt fängt er von seinem Sitzplatz mit gewandter Schwenkung im Fluge. Auch wenn sie Niederjagd treiben und gar eilig auf kahlen, ebenen Flächen oder auf kurzem Rasen scheinbar mehr rennen, als hüpfen, flattern sie jeden Augenblick den fliegenden Insekten in kurzem Flug nach.

In der zweiten Hälfte des Juni sind die Jungen flügge. In ihrem ersten Jugendkleidchen gleichen die Kinder den Eltern nur wenig. Alle oberen Teile sind matt rostgrau mit gelblichen Schaftstrichen und graubraunen Endkanten der einzelnen Federn, die Unterseite aber erscheint auf gelblichweißem Grunde braungrau gefleckt oder geschuppt. Der Schwanz trägt schon die charakteristische Farbenzusammenstellung, wenn auch noch nicht in voller Schönheit, und auch die dunkeln Zügel im Gesicht sind bereits durch braune Federchen angedeutet. Im August mausern die Jungvögel, dann wird ihr Kleidchen dem der Mutter sehr ähnlich. Auch die Alten bekommen um diese Zeit ihr Herbstgewand, dessen frische Farben den Vögeln ungemein gut stehen.

Schon Ende August denken die Steinschmätzer an die bevorstehende Herbstreise. Ihrer Unruhe merkt man es an; in der Nähe des Nistplatzes weilen sie nur noch selten, sondern unternehmen immer weitere Ausflüge.

M. Behr. *Amrum, Juni 1907.*

Vier junge Steinschmätzer in einer — geöffneten — Karnickelröhre.

Eines Morgens in den ersten Tagen des Herbstmonds sind sie verschwunden. Familienweise ziehen sie zu nächtlicher Stunde. Weit, weit geht die Reise; denn man trifft während des nördlichen Winters den grauen Steinschmätzer selbst in den Äquatorgegenden Afrikas an; die im nördlichen Asien heimischen ziehen nach Indien, und die Brutvögel des nordöstlichen Amerikas und Grönlands südwärts bis nach den Bermuda-Inseln. Der Vogel ist zirkumpolar über fast alle nördlicheren Gebiete der Erde verbreitet, und wenn er auch für Deutschland zu den Arten gehört, die schon im Hochsommer der Heimat wieder Lebewohl sagen, so scheint er sich doch gerade in nördlicheren Ländern ganz besonders wohl zu fühlen. Auf den friesischen Inseln ist er sehr häufig, besonders auf Borkum, wo ihn jedes Kind kennt; denn er baut hier sein Nest gern unter die niedrigen Abdächer der kleinen Insulanerhäuschen, zwischen das aufgestapelte Brennholz, oder benutzt in den einsamen Dünen Kaninchenhöhlen oder jedes andere Loch. Auch teilt er mit der Bachstelze die Vorliebe für alte Konservenbüchsen, die auf Schuttabladestellen in Massen umherliegen. Ebenso häufig bewohnt der Steinschmätzer die Küsten und Inseln der Ostsee. In den

Klippen auf Bornholm, an deren Fuß brandend das Meer kocht, haust er in großer Menge; auch belebt er in stattlicher Anzahl die einsamen Landschaften der skandinavischen Länder, die Fjords der Westküste und die Fjelde im Innern Norwegens bis zum höchsten Norden hinauf. In welcher Menge die Vögel dort hausen, das beweist ihr Rückzug im Herbst, wenn sie an den deutschen Küsten oder den vorgelagerten Inseln rasten. Gegen Mitte August bemerkt man die ersten Reisenden, ausschließlich Jungvögel in braunem Kleide; bald aber nimmt die Zahl der jungen und alten Steinschmätzer so zu, daß große Strecken, ja ganze Inseln geradezu mit diesen Vögeln übersät sind.

Auch auf Island gehört der Steinschmätzer stellenweise zu den recht häufigen Brutvögeln, sowohl in den Berglandschaften mit den Steilfelsen und Geröllfeldern — selbst dicht unter der Schneegrenze baut er am öden Gebirgsgipfel sein Nest — wie auch unmittelbar am Strand oder im fruchtbaren Flachlande. Von hier scheinen die Vögel im Herbst über die Färöer und Shetlandinseln, über Großbritannien, Frankreich und Spanien nach Westafrika zu ziehen. Am weitesten polwärts dringen aber die grönländischen Steinschmätzer vor; denn man hat sie an der Westküste der Insel noch unter 73° brütend gefunden, ja an der Ostküste kommen sie bis 75° sogar außerordentlich zahlreich vor. Sie gehören der amerikanischen Form an, die eine Spur größer ist, als unsre mitteleuropäische. Und wie der Norden den Steinschmätzer nicht schreckt, so siedelt er sich auch in den höchsten Gebirgen mit Vorliebe an. In den Alpen, in den Karpaten baut er sein Nest zwischen dem Schuttgeröll, oft hoch über der Baumgrenze, und im Kaukasus hat man ihn noch bei ungefähr 3000 Meter Meereshöhe gefunden.

A. Taylor. *Whalley (Lancaster), Juli 1908.*

Sperberpärchen am Horst.

Der Sperber.

Von Hermann Löns.

Auf der einen Seite der großen Stadt zieht sich ein großer, schön gepflegter, nach der Stadt zu in bunte Anlagen umgewandelter Wald mit viel Unterholz, buschigen Blößen, Gräben, Teichen und künstlichen Bachläufen hin.

Auf der anderen Seite der Stadt liegt rechts und links neben dem Flusse ein ausgedehntes, teilweise parkartig behandeltes, mit alten hohen Pappeln und Weiden bestandenes Wiesengelände, in dem zwischen künstlichen, von buntem Alpengeblüme überwucherten Felsen künstliche, buchtenreiche Teiche liegen.

In dem Walde sind eine Anzahl Kaffeewirtschaften. In einer davon sitzt ein Brautpaar, macht sich verliebte Augen und freut sich über ein Buchfinkenpaar, das vor ihnen zwischen den Tassen herumhüpft und die Kuchenkrümchen aufpickt. Plötzlich schreit irgendwo eine Amsel auf, in demselben Augenblicke ducken sich die Buchfinken zum Abfliegen, aber da huscht auch schon ein braunes Ding über den Tisch, greift fast gleichzeitig die beiden Finken und ehe Braut und Bräutigam den Vorgang recht begriffen haben, ist das braune Ding mit den Vögelchen schon verschwunden.

Just zu derselben Zeit sitzen zwei ältere Herren mit ihren Eheliebsten auf einer Bank in den Anlagen jenseits der Stadt, freuen sich über die buntblühenden Alpenpflanzen auf den von der Sonne bestrahlten Kalkfelsen und sehen einem Amselhahne zu, der mit einem gewaltigen Aufwande von hastigen Bewegungen am Rande des Teiches herumstochert. Da kommt ein braunes Ding dicht vor den vier Leutchen vorbeigefegt, saust auf die Amsel zu, packt sie und fliegt damit über den Teich.

Sowohl der glückliche Bräutigam wie einer der beiden alten Herren sind Mitglieder des Vogelschutzvereins und schreiben eine Karte an die Zeitung, in der sie den Vorfall schildern und von dem Vogelschutzverein verlangen, daß er die Ausrottung der Räuber veranlasse. Und wie es meist so ist, regnet es derartige Einsendungen und der Redakteur weiß schließlich nicht, wo er mit den Nachrichten über die Untaten des Sperberpaares bleiben soll. Vorgestern wurde ihm gemeldet, daß ein Sperber in der Mitte der Stadt aus dem Garten eines Cafés einen Spatzen gegriffen habe, gestern kommt ein Brief, in dem ausführlich dargestellt wird, wie ein Sperber vor dem Fenster einer Schule einen Rotschwanz fortfing, heute liegen drei Karten mit ähnlichen Meldungen vor, nur daß die Opfer ein Grünfink, ein Buchfink und eine Singdrossel waren, die an belebten Plätzen vor den Füßen der

W. Wilson. *Barden (Yorkshire), Mai 1906.*

Sperberhorst mit Gelege.

Spaziergänger geschlagen wurden, und zuletzt erscheint ein Mann und erzählt lang und breit, ein Raubvogel sei durch das eine offene Fenster in das Zimmer gekommen, habe ihm einen fingerzahmen Wellensittich von der Schulter genommen und sei durch das andere Fenster damit verschwunden.

Der Vogelschutzverein setzt einen Preis auf die Köpfe der Sperber aus und die städtischen Waldwärter geben sich die größte Mühe, die Gaudiebe zu erwischen; es gelingt ihnen aber weder, sie selbst zu erwischen, noch den Horst ausfindig zu machen. Es haben sich nämlich ein Sperbermännchen und ein Weibchen zusammengefunden, die mit dem Großstadtleben so vertraut sind, daß sie ganz genau wissen, wie man sich zu verhalten hat, daß man am ungestörtesten da raubt, wo es von Menschen wimmelt, am sichersten da schläft, wo die Räder und Wagen und Automobile einherflitzen und -rasseln und -donnern, und daß man seinen Horst dort am besten baut, wo recht viele Verbotstafeln im Walde stehen.

R. Kearton. *Westmorland, Juni 1907.*

Alter Sperber am Horst mit Jungen.

So gut sind die Sperber mit dem Großstadtleben vertraut, daß sie den milden Winter über im Lande blieben und gar nicht daran dachten, sich den Gefahren einer Südlands- oder gar Afrikafahrt auszusetzen. Spatzen gibt es in und bei der großen Stadt massenhaft, und Schwarzdrosseln nicht wenig. Rund um die Stadt herum lebten Gold- und Grauammern, Grünlinge, Hänflinge, Stieglitze, und im Walde und in den Gärten waren genug Buchfinken zurückgeblieben. Ab und zu kamen Flüge nordischer Drosseln und Bergfinken durch, auch Kreuzschnäbel und Kernbeißer, und an Meisen, Kleibern, Baumläufern und Goldhähnchen mangelte es nie. Zudem barg der Wald viele Häher und viele vom Norden zugereiste Ringeltauben. Und was das Beste war, überall waren Futterplätze angelegt, und da hüpfte und schlüpfte und schwirrte es den ganzen Tag und auch Mäuse fanden sich stets ein. So konnten die Sperber recht bequem leben.

Vor den Menschen hatten sie gar keine Angst. Wenn auch eine ganze

Familie hinter dem Fenster stand und sich über all das bunte Volk freute, das sich auf dem Futterbrette vor dem Fenster gütlich tat, das war den Sperbern gleich. Unverschämt, wie sie waren, strichen sie an den Hausfronten entlang, vermieden klug die elektrischen Leitungsdrähte und holten sich von dem Futterbrette den Spatzen oder die Meise oder was es sonst gerade gab. So klug waren sie schon, daß sie nicht Tag für Tag dieselben Stellen besuchten. Drei Tage lang hintereinander raubten sie auf diesem Platze oder in jenem Garten, und dann verlegten sie ihre Raubzüge in eine andere Ecke. Da niemand nach ihnen schoß, denn in der Stadt ging das nicht und im Stadtwalde auch nicht, so wurden sie täglich frecher.

Ausgerechnet der Vorsitzende des Vogelschutzvereins, dessen vogelliebes Herz sich auf alles erstreckte, was ungefähr zu den Singvögeln gehörte, selbst auf die Spatzen, mußte es sein, der folgenden Streich mit ansah. Er stand mit der langen Pfeife in seinem Garten und sah den Spatzen zu, die mit viel Eifer einen Pferdeapfel auf unverdaute Haferkörner untersuchten. Plötzlich schreien die Spatzen und fliegen durch das eiserne Gitter in seinen Garten. Vor dem Gitter flattert der Sperber hin und her, rutscht an dem Gitter herunter, greift hindurch und zieht in demselben Augenblicke ab, wie der entrüstete Vogelfreund nach ihm mit der Pfeife schlug, was dem Sperber gar nichts, Pfeifenkopf und Abguß aber sehr viel Schaden brachte.

Wutentbrannt berief er eine außerordentliche Hauptversammlung des Vereines, verbreitete sich des langen über den Sperber oder Finkenhabicht, auch Stößer genannt, im allgemeinen und unter Vorlesung der Zeitungsausschnitte über das städtische Sperberpaar im besonderen, schilderte mit glühenden Farben und unter starker Entrüstung den Vorfall, der sich vor seinen, des Vorsitzenden, Augen in der letzten Woche abspielte, stichelte ziemlich deutlich unter dem Beifalle der Versammlung gegen die städtischen Forstbeamten, die dem Unwesen nicht zu steuern imstande wären, und richtete an sämtliche Vereinsmitglieder die dringliche Aufforderung, den Horst des Sperberpaares ausfindig zu machen, damit man die Alten beim Horst abschießen oder auf ihm mit dem Nestgarn fangen könne.

Am untersten Ende der langen Tafel saß ein langer, dürrer Mann mit verschossenem Schnurrbart, blätterte in aufgelegten Zeitschriften und grinste, als der Vorsitzende schloß, ziemlich schmutzig in sein Bierglas hinein. Er wußte, wo die Sperber horsteten, wußte sogar im Stadtwalde zwei Horste und weiterhin mehrere, machte aber keineswegs den Mund auf und teilte seine Wissenschaft mit, sondern rauchte langsam und besonnen an seiner Zigarre und dachte dabei: „Das möchtet ihr wohl, meine Herrschaften! Nicht genug, daß ihr Stare im Großbetriebe züchtet, so daß alle andern Höhlenbrüter allmählich vor ihnen verschwinden, und über die Amseln, diese Salatzerreißer und Eierzerpicker, eure Hände haltet, und euch entrüstet, wenn ein Junge

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Juli 1908.*

Sperber mit geschlagenem Rotschwanz. Sichernd und kröpfend.

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Juli 1908.*

Sperberweibchen auf Kiefer.

einen Spatzen mit der Gummischleuder erlegt, und neulich sogar eine Protestresolution gegen meinen Freund Waldkauz faßtet, weil bei seinem Brutbaume Amselfedern gefunden waren, wollt ihr auch meinen Freunden, den Sperbern, zu Leibe, die brav dafür sorgen, daß die Spatzen, Stare und Amseln sich nicht noch mehr vervielfältigen, als es ohnehin schon der Fall ist. Und wenn sie auch Buchfinken mögen und Lerchen und Goldammern, von denen ist ja auch ein reichlicher Vorrat." Aus diesen Erwägungen heraus beschloß er, seine Kenntnis für sich zu behalten.

Am anderen Tage, es war ein Sonntag, saß er in aller Frühe dort, wo ringsum im Stadtwalde die Verbotstafeln stehen, gut gedeckt in der Krone einer Eiche und rauchte seine Zigarre. Dreißig Schritte vor ihm erhoben sich, von dichtbelaubten Eichen versteckt, zwei Fichten, eng beieinanderstehend. Zwischen ihnen saß ein unordentlich aussehender Horst. Daraus kamen ab und zu zwei, drei, auch vier wollige Köpfchen, die leise gierten. Dann und wann schwebte ein brauner Schatten heran, lockte mit leisem „Ki-ki-ki", fußte auf dem Horstrande und ließ etwas fallen, und dann ging im Horste

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Juni 1908.*

Brütendes Sperberweibchen. Bei großer Hitze den Schnabel öffnend.

ein eifriges Zerren los. Mit seinem Glase konnte der Mann genau erkennen, was die alten Sperber ihrer Brut zutrugen. Zu allermeist waren es Spatzen; dann kamen Buchfinken, ab und zu auch Amseln, hin und wieder eine Meise oder ein anderer Kleinvogel, und mitunter auch eine Maus.

Sehr vorsichtig und heimlich waren die Alten, und auch die Jungen gierten nur ganz leise. Im Frühling hatte der Mann das Sperberpaar bei seinem Minnespiele oft beobachtet. So frech es sonst war, jetzt benahm es sich sehr scheu. Nur dort, wo höchstens einmal die Forstwärter hinkamen, trieben sie sich, und dort riefen sie sich, aber viel leiser, als in den Heidwäldern und Berghölzern, klang ihr weiches, verliebtes „J-üh", und niemals fiel es ihnen ein, wie in den stillen Heiden, über dem Bestande zu kreisen. Es waren eben ganz andere Vögel geworden, diese Großstadtssperber, das sah man ihnen schon am Federkleide an. Da war kein schieferblauer Rücken, keine rostrote Weiche, keine weiße, gebänderte Brust zu sehen; das Schlafen auf den verrußten, angeräucherten Bäumen hatte ihr Gefieder tiefgraubraun gefärbt, ganz so wie das ihrer Hauptbeute, der Spatzen.

Am Nachmittage radelte der Mann weit vor die Stadt hinaus, bis in eine hohe Heide, die an eine üppige Bachmarsch stieß. Er schob sein Rad in einen Busch und trat vorsichtig in einen dürren Kiefernstangenort, bis er in dessen Mitte war. Dort duckte er sich in einen alten, breiten Wacholderbusch, steckte sich seine Zigarre an, legte sein Glas zurecht und sah den Haubenmeisen zu, die vor ihm im Geäste herumschlüpften, und richtete ab und zu sein Glas in die Krone einer schlanken jungen Kiefer, in der ein alter Krähenhorst stand, aus der ab und zu ein lautes Gieren erklang. Ein helles, weitschallendes „Kikikiki" meldete ihm die Ankunft eines alten Sperbers. Lauter wurde das Gieren in dem Krähenhorste. Da fußte auch schon das Sperberweibchen auf einem Aste, eine Maus in dem einen Griffe haltend. Schön blaugrau war das Weibchen, und der rostrote Anflug an den Weichen bewies, daß es ein altes Stück war. Einen Augenblick spähte es umher, dann schwang es sich auf den Horst, verweilte einen Augenblick und strich wieder ab. Fast in demselben Augenblicke klang das „Kikiki" wieder, nur dünner, und das Männchen, ein schmuckes Ding mit hellfuchsroter Unterseite und schön blauem Obergefieder, hakte auf einem Aste auf, äugte umher und warf seiner Brut den Grünling hin, den es in den Klauen hielt.

Noch manches Mal saß der Mann in der Krone der Eiche im Stadtwalde und in dem Wacholderbusche in dem Kiefernstangenorte und beobachtete die beiden Sperberfamilien, die mißfarbigen, schwarzen, beim Horste heimlichen Großstadtsperber, und ihre Gegenstücke, die schmucken, bunten, am Horste sich ganz anders gebärdenden Heidsperber. Als die Brut im Stadtwalde beflogen war, da merkte kein Förster, kein Spaziergänger etwas davon, daß hier fünf Jungsperber Unterricht im Rauben bekamen; im fernen Heidwalde dagegen ging es laut genug her, und das „Gäggäggäg" und „Kikikiki" wollte den ganzen Tag über kein Ende nehmen.

Als aber der Spätherbst herankam, verschwanden die Sperber aus der Heide, und auch die Jungsperber im Stadtwalde verließen ihre Heimat und zogen dem Süden zu. Der alte rußige Sperberhahn und sein noch rußigeres Weibchen aber blieben ihrem Walde getreu, brachten nach wie vor Entsetzen über die Spatzen und Amseln der Stadt.

War es schlechtes Wetter, dann hockte das eine hier an einer Brandmauer und wartete, bis ein Spatz in die Nähe kam, und das andere lauerte irgendwo anders auf einem versteckten Balkonsimse oder hinter einem Schornsteine, und als der Frühling kam, sahen beide eher wie Dohlen, denn wie Finkenhabichte aus. Auch die Mauser brachte ihnen kein bunteres Kleid; Ruß und Rauch färbten die neuen Federn bald ebenso schwarzgrau, wie die alten.

An einem abscheulichen Tage, wo es vom Himmel schneite, was da nur herunterwollte, so daß selbst die Spatzen schon am Nachmittage in ihre Löcher krochen, saß das Männchen hungrig mit eingezogenem Kopfe auf dem Dache

W. Farren. *Cambridge, Juli 1909.*

Junger Sperber.

W. Farren. *Cambridge, Juli 1904.*

Sperber. Dunenjunge im Nest.

des Vogelhauses im Zoologischen Garten und machte lange Augen nach den Finken, Drosseln und Amseln, die unter ihm um den Futternapf herumhüpften. Da entdeckte es, daß an einer Stelle das Drahtgitter ein schmales Loch hatte. Es trippelte näher, zwängte erst den Kopf, dann den Leib durch die Ritze, und während die Vögel entsetzlich schrien, schlüpfte es in den Käfig und hub ein großes Schlachten an. Dann, als es nichts mehr zu morden gab, schwang es sich auf den Mauervorsprung in der dunkelsten Ecke unter dem Dache und schlief mit schlechtem, aber ruhigem Gewissen ein.

Als es hell wurde, langte es sich einige Vögel und kröpfte sie in seinem Dachverstecke. Der Wärter machte ganz runde Augen, als er die Bescherung sah, und er bat den Direktor herbei. Man sah das Loch in der Decke und schloß auf einen Marder. Die große Türe wurde aufgeschlossen, der Wärter öffnete sie und wollte gerade in den Käfig treten, da flog der Sperber, nicht ohne den Kernbeißer, mit dem er beschäftigt war, mitzunehmen, an ihm vorbei und vier erstaunte Menschenaugen sahen ihm nach.

Dem Weibchen, das viel stärker als das Männchen war, wurden mit der Zeit die Spatzen langweilig und es sah sich nach lohnenderer Beute um. So hielt es sich in der Nähe der Taubenschläge auf einem Schornsteine versteckt und wartete, bis die Tauben sich irgendwo niederließen. Und dann fing es eine, schleppte sie hinter einen Schornstein und rupfte sie in Muße.

Gelang ihm der Fang nicht, retteten sich die Tauben in den Schlag, so war es frech genug, auf dem Trittbrett aufzublocken und sich zu Fuß in den Schlag zu begeben und alle Tauben, bis auf eine, die es griff, hinauszutreiben. In anderthalb Dutzend Taubenschläge wagten sich nach solchen bösen Erfahrungen die Tauben nicht mehr hinein und in den Taubensportvereinen gab es lange Auseinandersetzungen über das Thema: „Die Schlagfurcht der Brieftauben."

Schließlich rannte das Männchen, als es in seiner Raublust einen Kanarienvogel, der hinter einer Fensterscheibe umherhüpfte, kapern wollte, so stark gegen das Glas, daß es betäubt auf die Straße fiel und von einem Jungen gegriffen wurde, der es nach dem Zoologischen Garten verkaufte, wo es aber trotz reichlicher Fütterung mit Spatzen und Mäusen schon nach drei Tagen einging. Das Weibchen nahm ein noch schrecklicheres Ende. Es griff auf einem belebten Platze eine Taube, konnte diese aber nicht schnell genug fortschleppen und wurde, ehe es die Krallen aus ihr lösen konnte, von einem Automobil platt gewalzt. Beide Sperber, die zu so vielen Lokalnotizen Veranlassung gegeben hatten, brachten es in der Zeitung nun auch zu Nachrufen, wenn auch nicht gerade solchen ehrenvoller Art, und im Vogelschutzvereine war große Freude.

Nur ein Mitglied des Vereins nahm an dem allgemeinen Jubel nicht teil und beklagte, daß zwei so interessante Räuber, die ihm so manche genußreiche Beobachtung gebracht hatten, aus dem Stadtwalde verschwunden waren.

Als aber der April in das Land kam, trieb in aller Frühe dort, wo die vielen Verbotstafeln stehen, wieder ein mißfarbiges, rußiges Sperberpaar seine Minnespiele, und es war ebenso heimlich und vorsichtig, wie das frühere, sowohl in seinen Liebesäußerungen als später beim Horste.

M. Stockel. *Rossitten, Oktober 1909.*

Flugbild des Sperbers.

Der schwarze Storch.

Von Martin Braeß.

„Also auch bei den Störchen gibt's schwarze und weiße," so meinte der sechsjährige Bube, „genau wie bei uns und den Schafen, und die schwarzen bringen den Negermüttern die Kinder, aber die weißen bringen uns der Mama." Im Naturgeschichtsbuch hatte der Kleine das Konterfei des Schwarzstorchs gesehen und ihn an der ganzen Figur, an dem roten Langbein und Schnabel sofort als „Adebars" Vetter erkannt. Ob er wohl je in seinem Leben einen wirklichen Schwarzstorch am Horste erblicken, ob er den einsamen Fischer einmal im Waldtal belauschen wird, wie er seine Beute beschleicht, ob er je sich freuen soll an dem schwebenden Flug, an dem majestätischen Kreisen des stolzen Vogels, höher und höher bis zu den Wolken empor, ein winziger Punkt noch, der dem Auge im blauen Äther entschwindet! Ach, der seltsame, scheue Einsiedler des Waldes gehört für die meisten Gegenden Mitteleuropas bereits der Vergangenheit an, und die wenigen Paare, die in Deutschland noch horsten, sind dem Aussterben nahe. Auf die Proskriptionsliste hat man den schwarzen Fischer gesetzt — hüte dich, weißer Kollege, sonst geht es dir ähnlich! — Fische zu fangen, das ist nicht erlaubt, weder dem bepelzten Getier, noch dem Vogel; das ist ausschließliches Vorrecht des Menschen. Und einen Junghasen aufspießen, ein Küchlein vom Rebhuhn oder Fasan verschlingen, unverzeihlicher Jagdfrevel ist's; der Schütze lauert dem scheuen Wilderer auf, wenn er bei Sonnenuntergang einen der kahlen, starken Äste aufsucht, um hier die Nacht zu verbringen. Hundertfach lohnt sich der Schuß; denn die Geldprämie winkt.

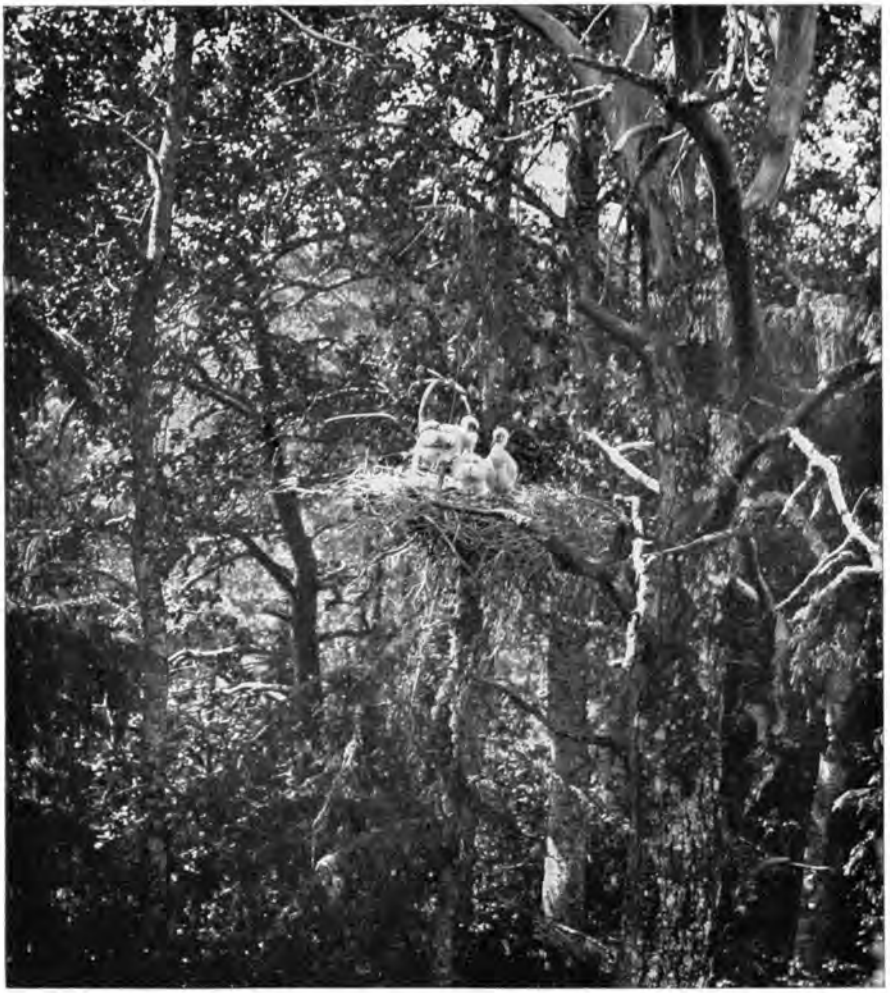
In der Tat, auf dem Aussterbeetat steht der schwarze Geselle innerhalb der reichsdeutschen Grenze. Die weiten Wälder Ostpreußens beherbergen noch etwa 55—60 Horste; im Kreise Neuruppin befinden sich drei, bei Celle in Hannover noch vier — es steht also viel schlimmer um den Schwarzstorch, als um den Kranich oder den Reiher; denn wenn man bereits die einzelnen Tiere und ihre Wohnstätten zu zählen beginnt, ist das Ende meistens nicht weit. Ob es gelingt, den seltenen Vogel als Naturdenkmal auf deutschem Boden zu erhalten — wer kann es wissen? Den Forstschutzbeamten und den Pächtern der Jagd in den preußischen Staatsforsten hat die Regierung seit ein paar Jahren die Pflicht auferlegt, den schwarzen Storch unbedingt zu schonen; aber natürlich in den Privatwaldungen ist jeder sein eigner Herr, und wenn sich der Fischräuber hier an den Teichen

und Seen zeigt, wird er verfolgt, mag sein Horst auch im Staatswald unter sicherem Schutz stehen. Weite Ausflüge unternehmen ja täglich die Vögel, denn ihr Nistrevier ist oft mehrere Kilometer vom Wasser entfernt; ja manche mögen stundenweit fliegen, wenn sich ihnen der Fischfang in der Nähe nicht mehr recht lohnt. Auch auf dem Zug fallen so manche als „Seltenheit" schießwütigen Schützen zum Opfer, und gerade durch derartige Verfolgung im Frühling mag es oft vereitelt werden, daß sich hier und da ein Pärchen wiederum ansiedelt. Gelegenheit dazu wäre fast in jedem deutschen Gau reichlich vorhanden, und ganz vereinzelte Horste finden sich ja auch noch in allen preußischen Provinzen der norddeutschen Ebene, sowie in Mecklenburg und Oldenburg, während das mittlere und südliche Deutschland den schwarzen Storch allerdings kaum kennt. In Jütland ist er sparsam vertreten, auf den dänischen Inseln trifft man ihn nur ganz vereinzelt, in Schweden bewohnt er Schonen, Småland und Östergötland (bis 58°) in wenigen Paaren; dagegen fehlt er Norwegen völlig. An der Ostsee geht er über Kurland und Livland nicht hinaus, während die weiten wasser- und waldreichen Ebenen Mittel- und Südrußlands, ganz besonders aber die einsamen Au- und Sumpfwälder an der Donau und ihren Nebenflüssen in der ungarischen Tiefebene noch zahlreiche Horste beherbergen. In Asien reicht das Verbreitungsgebiet des Schwarzstorchs durch Sibirien bis an den Großen Ozean; besonders die Quellgebiete der fischreichen sibirischen Flüsse und die bewaldeten Hänge der Gebirgstäler in Turkestan sind bevorzugte Wohnplätze dieser Störche. Als Winterquartier suchen sie Vorder- und Hinterindien und die benachbarten Inseln auf, während die europäischen Schwarzstörche ihren Winteraufenthalt zugleich mit dem weißen Vetter namentlich in Nordostafrika nehmen. Bis zum Quellgebiet des Nils hinauf ziehen die schwarzen und weißen Wanderer, ja mancher mag auch erst in Südafrika das Ziel seiner Reise erkennen.

An dem Brutgebiet weilt der Schwarzstorch nur wenige Monate. Er kommt im April, und schon im August, ja schon Ende Juli, schickt er sich wieder zum Wegzuge an. Hoch in den Lüften und stets nur am Tage zieht die kleine Gesellschaft. Die einzelnen Pärchen erkennen die Heimat sofort, zu der sie alljährlich zurückkehren; in weiter Spirale trägt sie ihr Fittich herab zu dem Horstbaum. Wie herrlich das schwarze, purpurfarben und metallisch grün übergossene Gefieder bei jeder Wendung des Körpers im Strahle der Sonne erglänzt! Jetzt stehen die beiden auf dem Rande des alten Nestes. Die höchste Eiche am Saum des Waldes trägt das stattliche Haus, in dem schon viele Geschlechter das Licht dieser Erde erblickten. Weit schaut er über die Wiesen und das sumpfige Röhricht mit seinen Erlen und Eichen, wo eine ganze Gesellschaft Fischreiher horsten, über den glitzernden See in der Ferne bis zu den blauschwarzen Höhen am Horizont; nach

der andern Seite aber nichts als mächtiger Wald, unübersehbar. Daheim, wieder daheim! Die Wanderer strecken und recken noch einmal die schwarzen, nur wenig schillernden Schwingen, schlagen sie dann zusammen, daß ihre äußersten Spitzen den kurzen Schwanz überragen, und nun nesteln sie mit dem lackroten Schnabel an Brust und Bauch. Diese Teile leuchten in reinem Weiß, wie die Unterschwanzdecken und die Federn am Anfang der Schenkel — die Storchenfarbe, das Weiß, will der Neger nicht ganz verleugnen, zumal umgekehrt auch der Hausstorch schwarze Abzeichen trägt. Dann werden die braunschwarzen, aber stark glänzenden Rückenfedern in Ordnung gebracht, indem sich Kopf und Langhals auf ihnen reiben. Hei! wie das gleißt und funkelt wie flüssiges Erz, goldbraune Bronze und blauer Stahl, Kupferfarbe, Purpurrot, metallisches Grün, und die lockeren, buschigen, verbreiterten Kopffedern, die bei dieser Haltung des Halses deutlich hervortreten, wetteifern mit jenem Grüngold- und Purpurgefunkel und heben sich prächtig von dem weißen Unterleib ab. Solchen Metallglanz zeigt kein anderer europäischer Vogel, auch nicht die Elster, nicht der Kiebitz, und selbst der dunkelfarbige Sichler erreicht den Schwarzstorch hierin nicht ganz. Dazu gibt auch das Weibchen seinem Gatten hierin kaum etwas nach; die beiden sind gleich gefärbt, kein äußeres Kennzeichen verrät das Geschlecht.

Zu Hause sind sie, in der Heimat, die ihnen vertraut ist; man merkt's an der Sicherheit all ihrer Handlungen. Sie kennen den Sumpf und den See, wo ihnen der Tisch stets reichlich gedeckt war; ihnen gilt der erste Besuch. Auf dem Ast einer Erle am Wasser wird nochmals Posto gefaßt und Umschau gehalten, ob auch kein Mensch in der Nähe. Alles ist sicher; also hinab in das Schilf, dessen junge, sprossende Spitzen dem Stelzenvogel kaum bis zum Fersengelenk reichen. Bläßhühner und Enten fahren erschreckt auseinander. Der erste Frosch ist gepackt und im Schlunde verschwunden; hier ein Blutegel, ein Wurm, eine Insektenlarve, ein Wasserkäfer, Kaulquappen eine ganze Portion — nach der weiten Reise ist alles willkommen. Aber nach Fischen gelüstet's die beiden; vorsichtig schreiten sie vorwärts, die langen Stelzen hoch hebend und nach jedem Schritt sichernd. Jetzt stehen sie draußen am Rande des Wassers; nun senkt sich der Bajonettenschnabel, das blitzende Auge späht unverwandt in die Tiefe — ein plötzlicher Ruck, ein kleiner Fisch zappelt im hochroten Schnabel; er wird in die Höhe geworfen, und befriedigt schluckt der Fischer seine Beute hinunter. Dann betreibt er weiter das lautlose Handwerk, im seichten Wasser ab und zu einen Schritt vorgehend, wobei er die Stelzen und Füße so vorsichtig hebt, daß der Wasserspiegel kaum erzittert und der schlammige Grund das Wasser nicht trübt. Selten nur verfehlt der in die Tiefe stoßende Schnabel die Beute; ja fast noch geschickter als der weiße Storch ist der schwarze Vetter bei seinem Geschäft. Kleine Gräben und Tümpel, die er



F. E. Stoll. *Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909.*

Junge Schwarzstörche im Horst. 23 Tage alt.

täglich besucht, fischt er vollkommen aus, und selbst im klaren, schnell fließenden Wasser des Waldbachs weiß er die flinke Forelle zu packen. Jeder Flossenträger bis zur Größe von Spannenlänge ist dem Fischer willkommen; nach Gattung und Art fragt er nicht. Schlammpeitzger, Rotaugen, Barsche, Stichlinge, Karauschen, Schleien, junge Hechte und Aale, kleine Karpfen, alles wandert in den schier unersättlichen Orkus, und wenn er

F. E. Stoll. *Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909.*

30 Tage alte Schwarzstörche im Horst.
Der Horst steht auf einer trocknen Espe in ca. 60 Fuß Höhe.

bisweilen auch eine Maus fängt und manches Insekt von den Gräsern oder dem Boden abliest, Heuschrecken, Grillen und Käfer, auch sehr geschickt die flatternde Libelle erfaßt, so will das nichts sagen gegenüber dem Schaden, den er dem Fischpächter durch seine Räubereien zufügt.

An der gegenüberliegenden Bucht betreiben aschblaue Reiher in ähnlicher Stellung das gleiche Geschäft, und auch ein weißes Storchenpaar stolziert gravitätisch in einiger Entfernung durch den Morast. Aber die schwarzen Fischer schenken den Verwandten keine Beachtung; sie sind ihnen weder freundlich, noch feindlich gesinnt. Wie sie sich auf der Reise ihnen nicht anschlossen, so suchen sie auch ihre Nahrung nicht unmittelbar in der Gesellschaft der Vettern, und ihre Schlafplätze haben sie gleichfalls gesondert von jenen.

Jetzt ist der erste Hunger gestillt. Langsam schreiten die Schwarzstörche zurück nach dem Erlengebüsch, wo sie in vollständiger Ruhe der Verdauung obliegen. Der schlanke Rumpf steht auf den roten Stelzen fast

F. E. Stoll. *Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909.*

30 Tage alte Schwarzstörche im Horst.

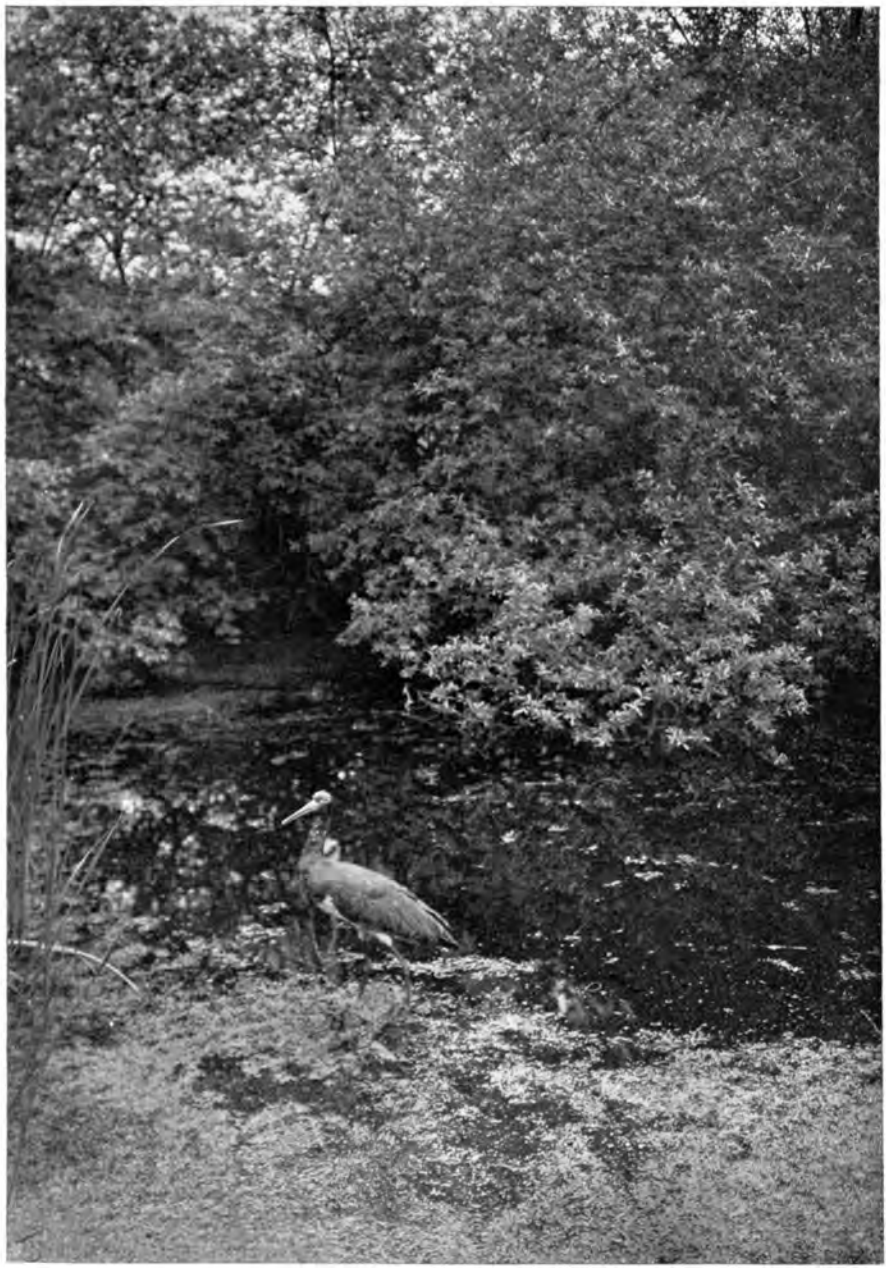
senkrecht; niedergedrückt liegt der untere Teil des Halses auf dem glänzenden Rücken, daß die buschigen Kropffedern wie ein Dach die weiße Oberbrust beschatten; der Kopf ist abwärts gerichtet, und der blutrote Langschnabel, der der Gurgel fast anliegt, hat sich nach dem Boden gesenkt. In solch reiherartiger Stellung verharrt das Paar eine halbe Stunde lang oder noch länger; dann fliegt es zum Horst empor. Klug beschauen sich die Vögel von allen Seiten die Wohnstätte, als wollten sie nachdenken, was der Reparatur am meisten bedürfe. Aber noch ehe sie ans Werk gehen, schwingen sich beide nach ein paar schwerfälligen Sprüngen voll froher Lebenslust in die Höhe, weite Kreise über dem Horstbaum und seiner Umgebung beschreibend, der eine rechts, der andre links, bei jeder Kreuzung der Bahnen mit den gespreizten Schwingen sich beinahe berührend, ein Hochzeitsreigen, wie ihn die Verwandten und alle stattlichen Segler der Lüfte gern üben. Immer höher schraubt sich das Paar in den glutroten Abendhimmel, jetzt gleitet es ohne Flügelschlag still durch den Äther, nun senkt sich's in stolzer Spirale wieder herab und fällt auf einem der wage-

F. E. Stoll. *Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909.*

Ein Monat alte Schwarzstörche im Horst.

rechten Äste in der Nähe des Horstes ein, noch ein paarmal mit den Fittichen schlagend, bis es sicher Posto gefaßt hat. Dann rückt jeder Vogel die langen Schwingen, die sich dem Körper eng anschmiegen, mit zuckender Bewegung zurecht; Nachtruhe wollen sie halten. Noch mehrmals werden Platz und Stellung verändert; dann senkt sich die stille Nacht über den schweigenden Wald; nur vom Morast und Röhricht her ertönt der Frösche vielstimmiges Quaken.

Die nächsten Tage werden der Reparatur des Horstes gewidmet, der auf zwei starken, wagrechten Ästen dicht unter dem abgestorbenen Wipfel erbaut ist. Den Grund der Hochburg hatte vorzeiten ein Fischadlerpaar gelegt; als aber den einen der edeln Recken das Blei des Schützen erreicht, der andre im Eisen ein schmähliches Ende gefunden hatte, zogen nach ein paar Jahren die Schwarzstörche ein. Wetter und Sturm hatten den stolzen Bau



Blankenburg. *Theerkeute bei Wronke (Posen), Juli 1908.*

Schwarzstorch, in einem mit Entengrütze bedeckten Wasser fischend.

in eine Ruine verwandelt; aber ein paar stärkere Stäbe und schwächeres Reisholz gaben ihm bald die alte Festigkeit wieder, und feuchte Erdklumpen verdichteten den durchlöcherten Boden. Dürre Reiser, Wurzelwerk, etwas Schilf und Rohr, dürres Gras, Moos und andre feine Stoffe bildeten dann die Auskleidung des stattlichen Rohbaus. Jetzt haben die Störche nur sehr wenig Mühe, ihr altes Haus sich von neuem wohnlich zu machen. Auf den feuchten Wiesen suchen sie Grasbüschel mit der daran haftenden Erde; Haare vom Hochwild und Borsten vom Wildschwein kleben hier und da an den Stämmen und am sumpfigen Boden; Federn sind gleichfalls willkommen, Moos, Bast, selbst alte Lappen, wie sie der Zufall in die Wildnis getragen hat. Nach ein paar Tagen ist die Einrichtung fertig, und noch ehe der Ostermond scheidet, kann die Störchin mit dem Eierlegen beginnen.

Meist bilden vier Stück das volle Gelege, bisweilen nur drei, also ganz wie beim Hausstorch. Die Eier gleichen auch denen des weißen Vetters in Gestalt, Farbe und Korn fast völlig, nur sind sie merklich kleiner, der zierlicheren Figur seiner Erzeuger entsprechend. Weiß mit einem Stich ins Bläuliche ist ihre Farbe; durch zerbrochene Eischalen aber, wie sie nach dem Ausschlüpfen umherliegen, scheint das Licht lebhaft grün hindurch, viel intensiver als durch die feste Eihülle des weißen Kollegen.

Die Storchenfrau brütet allein. Der Gatte, so weiß der Förster zu berichten, der das Pärchen täglich beobachtet, löst sie nicht ab, bringt ihr aber bisweilen ein Fischchen oder sonst einen leckeren Bissen. Es geht alles still zu, beim Geschäft sowohl, wie zu Hause, ruhige Leute, die in Zurückgezogenheit leben. Das gemütliche Klappern, das ja der rotbeinige Hausfreund bei jeder Gelegenheit hören läßt, üben sie nicht, wie der Forstmann behauptet, wenigstens nicht in auffälliger Weise; er will es niemals bei dem „Wildstorch" beobachtet haben. Die einzige Lautäußerung ist ein feindseliges Zischen, wenn irgendein größerer Raubvogel über dem Horst kreist oder andre Störche und Reiher nahe vorbeiziehn. Vier Wochen sitzt die Gattin unverdrossen auf dem Gelege; dann melden sich die Jungen eins nach dem andern. Echte Storchenkinder, in wollige, graulichweiße Dunen gekleidet, das noch kurze Schnäbelchen von bleigrauer Farbe, die kurzen plumpen Füße mit den unförmlichen Fersengelenken, auf denen sie hocken, sobald sie etwas älter geworden sind, gleichfalls mißfarbig grau mit grünlichem Anflug. Aber schon nach kurzer Zeit brechen die schwarzen Federn an Flügeln und Schultern, später auch am Rücken und an den Kopfseiten, noch später am Hals durch den weißlichen Flaum — buntscheckige Vogeljungen, wie die Adlerskinder im Horst oder die heranwachsende Jugend der Eulen. Pflege und Erziehung, Elternfreude und Elternsorge, die Unterrichtsmethode, die Fortschritte der kleinen Gesellschaft — alles spielt sich genau so oder ganz ähnlich ab, wie bei den Hausstörchen, nur daß bei diesen die

ganze Gemeinde, groß und klein im Dorf, an all den Ereignissen Anteil nimmt, während hier in der Wildnis nur selten ein Auge das Familienleben des Schwarzstorchs belauscht. Sobald ein Mensch in der Umgebung des Horstbaums auftaucht, streichen die Alten lautlos ab, und die Jungen ducken sich nieder, daß sie platt auf dem flachen Nest liegen. Sind ihnen die Federn so weit gewachsen, daß sie den ersten Ausflug unternehmen können, so werden sie von den Alten nach dem Sumpf und der Wiese geführt; sie erhalten praktischen Unterricht in dem Handwerk, das die Natur für sie bestimmt hat. Keiner schlägt aus der Art; dem Fischfang ist ihr ganzes Leben gewidmet — ach, wie vielen gereicht dies Gewerbe zum vorzeitigen Tod! „Diebe und Räuber sind's," sagt der Fischpächter, „hinweg mit ihnen! mein Recht laß ich mir von den schwarzen Gesellen nicht schmälern."

Bald schlägt die Stunde der Trennung; die Alten ziehen sich von den Kindern zurück. Kein langer Abschied; unvermerkt sind sie eines Tages verschwunden, und die elternlose Schar schlägt sich nun allein durchs Leben. Bis zum frühen Wegzug bleiben die Geschwister beisammen.

Wenn sie im nächsten Frühjahr zurückkehren, tragen sie noch immer ihr schwarzbraunes Jugendgefieder mit wenig Metallglanz, und an der Olivenfarbe von Schnabel und Füßen hat sich auch nur wenig geändert. Was sie nach der Heimat zurückzieht? Sie wissen es selbst nicht; eine unbestimmte Sehnsucht liegt ihnen im Blut. Denn einen eignen Herd sich zu gründen, kommt ihnen dieses zweite Jahr ihres Lebens noch nicht in den Sinn. Aber im dritten Lenz wird Hochzeit gefeiert; da prangt das Kleid im festlichen Schmuck; es glänzt und gleißt im Lichte der Sonne, und der hochrote Langschnabel, die hochroten Stelzen verleihen der ganzen Erscheinung erst ihre eigenartige Schönheit, ihren besonderen Reiz.

F. E. Stoll. Schleck-Stenden, Sommer 1909.

Junge Schwarzstörche im Horst.

Der Gimpel.

Von Else Soffel.

Wo der Laubwald sanft zum Tal herabsteigt, sitzt ein Vogel und pfeift. Er sitzt hoch oben in der Buchenkrone, man hat nicht lange nach ihm zu suchen, denn das Rot der Brust leuchtet wie eine Flagge, dazu glänzt die stahlschwarze Kappe, und wenn er mit den Flügeln zuckt und den Schwanz auf und nieder schlägt, blitzt es weiß auf. Er selbst hat auch nicht groß acht, sich zu verbergen, ruft nur immer „diü, diü," wobei er sanft und nachdrücklich auf dem zweiten Ton verweilt. Die Bäume und die Wiese darunter sind still wie des Morgens immer, kaum daß ein Wind hin und wieder dem Roten die weichen Federn aufplustert. Der setzt jetzt seinem ersten Pfeifen noch was zu, das lautet wie „büt, büt" und klingt beinahe noch zärtlicher, fast wie eine Frage. Als aber auch das nicht hilft, fällt er vom Ast, öffnet weit die Flügel, legt sich hinein und läßt sich hinübertragen, bis zu der kleinen Wolke, die noch immer unbewegt am Himmel steht seit heute morgen. Die Baumkronen wiegen sich leise, das kleine Wasser unten in der schmalen Rinne murmelt verschlafen: sie wird schon kommen, sie wird schon kommen.

Und plötzlich ist sie auch wirklich da, und man merkt's, daß es zwei sind, denn das „diü-büt, büt" ist nun bald oben, bald unten, der Wald fängt an aufzuhorchen, so leise es ist. Aber das Weibchen trägt sich wohl dunkler als das Männchen? man entdeckt es gar nicht. Und doch hat's schon eine Weile vor einem gesessen und heruntergeäugt aus braunem, zutunlichem Auge unter der schwarzen Kappe, es ist auch nicht weiter scheu.

Und vornehm — einfach trägt es sich —, was bei dem Gemahl rot, wird bei ihr ein sanftes Rötlichgrau, bräunlich der Rücken und die Schultern, doch schwarz der Kopfputz, Flügel und Schwanz, wie bei ihm, durch sparsames Weiß gehoben.

Die beiden sieht man immer zusammen, lang hält's das eine ohne das andere nicht aus, und gar jetzt im Frühling.

Es ist noch nicht lange, daß sie da sind. Der Winter war kalt und hatte sie südwärts getrieben, eine gute Zeit hatte die Sonne gebraucht, bis sie den Schnee im Wald weggeräumt hatte und den Boden frei gemacht. Seitdem zogen sie langsam wieder nach Norden. In den frühen Morgenstunden flogen sie, jeder hielt sich zu seinem Geschlecht, in kleineren Scharen

J. Atkinson. *Arthington (Yorkshire), Juli 1903.*

Nest und Gelege des Dompfaff.

die Männchen, in größeren die Weibchen, manchmal flog auch ein Roter oder mehrere in den Reihen der Grauen mit oder umgekehrt. Von einem Wald zogen sie zum andern; wo es ihnen gefiel, da blieben sie auch einen Tag. Galt es ein Ziel zu erreichen, so flogen sie hoch in großen Bogen über freies Feld, — verweilten sie, so trieben sie sich von einem Baum zum andern am Rand der Gehölze, saßen hoch in den Spitzen der Buchen, riefen und lockten einander, besuchten die Birken an der Landstraße drüben und die Erlen am Bach, und übernachteten in den Hecken am Wegrande.

Seitdem aber die Sonne höher gekommen war und kräftiger schien, trat eine neue Ordnung in ihr Recht. Die Paare taten sich zusammen, so wie sie sich gefielen, immer ein Rotes und ein Graues, und sonderten sich von den andern ab.

Was nicht heißen soll, daß die Graue dem Roten immer gleich zu Willen war. Oft genug lockte sie ihn vergeblich und ließ ihn im Stich, im Augenblick, wo er sich am Ziele glaubte.

Heute aber hatte der Wald, der verschwiegene, morgenstille, eine Ver-

A. Cerny. *Winterberg (Böhmer Wald), August 1908.*

Junge im Nest. **Dompfaffen.** Flügge Junge.

lobung mit angesehn. Und hatte auch nichts dagegen gesprochen, obwohl seine Bäume genug von Nahrungssorgen und Plackerei, Kindergezeter und dergleichen wußten. Man muß den Dingen ihren Lauf lassen.

So saß denn da oben das Pärchen und sonnte sich in der Frühlingswärme und in seinem Glück. Denn die Sonne war unterdessen hoch gestiegen und die kleine Wolke, die den ganzen Morgen am Himmel gestanden, war still zerflossen. Der Wald glühte und die braune Erde leuchtete, beide wie in Gold getaucht. Das Männchen hoch oben auf den letzten Zweigen der Buche wußte, was sich schickt. Alle Kräfte wandte er auf, um sich der Liebsten angenehm zu zeigen. Bald saß er wagrecht, nach vorn geduckt, und faltete den glänzenden Schwanz auseinander, wobei er den Kopf, glatt wie Seide und schwarz wie Kohle, hin und her wiegte und aus ganzer Seele sang. Dann zuckte er einmal um das andere mit den Flügeln und drehte den Hinterleib bald nach der, bald nach jener Seite, dazwischen flog er ab, um sich auf einen andern Zweig zu setzen, dann machte er sich schlank und saß aufrecht, um doch bald wieder in seine Liebesprahlerei zu verfallen und in einer Kette von leisen, flötenden und knarrenden Tönen unter Zucken des ganzen kleinen Körpers seinem ungestümen Drängen Ausdruck zu verleihen.

So ging es zwischen ihnen hin und her den ganzen Morgen, denn auch das Weibchen war nicht still, und des Flatterns, Lockens und Kosens, der immer neuen Verlobungen war kein Ende. Bis die zwei endlich Hunger

A. Cerny. *Winterberg (Böhmer Wald), August 1908.*

Brütendes Gimpelweibchen.

bekamen und mit Rufen und Kirren durch die Äste flatterten, bis an den Waldrand und hinunter zu den Erlen, die Futter boten. Dort hingen sie sich an die Zweige und pickten den Samen aus den dunkeln Zäpfchen. Später flogen sie noch weiter, bis an den Obstgarten, hinter der Hecke, saßen auf den Birnbäumen und zermahlten langsam die jungen Hüllblättchen der Knospen und die weißen Knospen selbst. Ein Stückchen von einem grünen Blatt, von einer Blüte immer vor dem schwarzen Schnabel, das sie in langsamer Arbeit hin und her schoben, saßen sie da stundenlang zufrieden und zärtlich, stießen ihr leises „büt, büt" noch während des Fressens aus und

22*

W. Farren. *Norfolk (England), Mai 1909.*

Gimpelpärchen am Nest.

ließen das braune Auge ruhig umhergehen, ohne Furcht und ohne Neugier, bis der Hunger wieder der Liebe wich.

So verging ihnen eine Reihe von Tagen. Die Obstblüte ging schon zu Ende, an den Zäunen der Häuser und Gärten fing der erste Flieder an zu blauen und zu duften, am Waldrande schob die Eiche ihre rötlich-braunen Blätter heraus. Da wurde es auch den beiden ernst mit dem Nestbau.

Es führte ein alter Fahrweg im Wald, der endete dort, wo die hohen Buchen um die kleine Wiese standen. Dort würde das Nest geschützt im Dunkel des Waldes stehen, wo kein Sperber und kein Habicht niederstieß; auch war's nicht weit von hier zu den lichten Baumspitzen, in denen das Pärchen gern saß und hinüber von da zu den Äckern und freien Wiesen, zu Hecken und Gärten streifte. Es war ein liebes Plätzchen hier, voll von heimlichem Waldduft. Der alte, braune, tiefgefurchte Fahrweg fing leise an zu überwachsen, er verlor sich weit hinten im stillen Grün, wo die Wipfel der Bäume einander unter dem blauen Himmel berührten. Er wußte um hundert alte Geschichten, er und der dunkle Waldboden, auf dem die Blätter so vieler Jahre moderten, Blätter, die auch einst jung und lustig-grün aus dem Boden bis hinauf an die lichten Zweigenden gestiegen

W. Farren. *Norfolk (England), Mai 1909.*

Gimpelpärchen am Nest, fütternd.

waren, um doch schließlich still und golden wieder zu Boden zu sinken, wenn ihre Zeit gekommen war.

Von all dem war so ein schweigsames Reden im Wald und an dem Plätzchen am alten Fahrweg. Das machte die jungen Buchen so heiter-ernst, die kleinen Birken so scheu wie furchtsame Mädchen, die sich dicht aneinander drängen. Und darum hielten sich die Föhren so einsam unter den andern. Hier, auf einer von den jungen Föhren, baute der Gimpel sein Nest, dicht an den Stamm, in eine Astgabel. Er brachte erst Leben und Hoffnung herein; wie Sonne auf dunkeln Fichtenzweigen liegt, so tönte sein zärtlich-fröhliches „büt-büt" über der Stille des Waldes. „Diü, diü, büt-büt": komm, komm, das Leben ist doch schön!

War das ein Gefliege und Geflatter, zärtliche Sorge und Geschäftigkeit! Erst kleine dürre Reiser, einzeln im Schnabel hergetragen, dann Hälmchen von welkem Gras, eine Flechte vom Baum geholt, starke Würzelchen, zähe zusammengewirkt und verbunden — bis es nur stimmte, bis es saß. Denn die beiden waren langsame Baumeister und vieles Hin- und Hergeplauder mußte bei der wichtigen Sache sein, auch ging's nicht ohne ein zärtliches Schwätzchen dazwischen, mit Stillesitzen, Küssen und Kosen.

Und dann und wann ein Liebeslied von der Baumspitze und — der Hunger war auch noch da und die Ausflüge in die Umgegend.

So vergingen noch mal ein paar Tage.

Schließlich aber lagen doch fünf kleine, glänzende, blaßgrünliche Eier, mit violett-braunen Punkten und Flecken übersät, in dem runden Napf, der mit Pferdehaaren ausgepolstert und mit weichem Wildpelz ausgelegt war. Davon gab es ja genug im Walde, denn die Rehe wechselten über den alten Fahrweg zur Äsung und die Hasen verloren ihn überall im Frühjahr. Das Weibchen saß allein auf den Eiern und brütete, der Gatte hielt es für genug getan, wenn er in der Nähe saß und dem Weibchen vorsang oder ihm Futter zutrug.

Als aber die schwarzgrau gekleideten Jungen ausgekrochen waren, gab's auch für ihn zu tun. Nahrung war zu suchen für die kleinen Schreihälse, wo es eben welche gab, im Wald, an Feldrändern, in den Gärten, Samen von allerlei Kraut, Löwenzahn und Wegerich, Leinblatt und anderen, wie sie nacheinander reif wurden. Die waren, erst sorgfältig im eigenen Kropf aufgeweicht, den Jungen zu reichen.

Die erste Brut brachten sie denn auch glücklich hoch. Die Jungen, noch gelb geschnäbelt, mit weißbräunlichem Kopf und rötlich-gelber Brust, saßen eines Tages auf dem Nestrand, schrien mörderlich und wollten ausfliegen.

Als aber die zweite Brut nahezu ebenso weit war, da langte eines Tages in Abwesenheit der Eltern eine Hand in das Nest und holte sie sich heraus.

Denn: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr", sagte sich der brave Harzer und nahm sie mit.

Als die Eltern von der Nahrungssuche zurückkehrten, fanden sie das Nest leer. Sie suchten noch eine Weile unter Rufen und Locken die Umgegend ab, dann, als sie nichts fanden, gaben sie Nest und Brüten für dies Jahr auf. So wurde es wieder still am alten Fahrweg, so still wie es vorher gewesen war, und die Gegenwart des lustigen, zärtlichen Pärchens, seiner Spiele und Lieder war Vergangenheit und gehörte zu den vielen Geschichten, von denen der alte Fahrweg wußte.

Weit waren sie übrigens nicht weggezogen, die beiden.

Nicht weiter als bis zum nächsten Wald, der dort anfing, wo die Straße, die jenseits lief, einen Bogen machte und sachte anzusteigen begann. Dort gab es laubige Buchenkronen, wie hier, in denen abends die Sonne hing und morgens erwachte, Waldwiesen und Blößen, auf denen in der Wärme die trockenen Samenkapseln sprangen und ihre Körner ins lichte Gras säten, Dickungen, die Schutz und Nachtquartier boten, auch Wasser. Dort sah man die beiden in schiefem Gang auf der Erde hüpfen, wo es etwas zu picken gab oder man sah ein verräterisches Rot von einer der Stauden herüberleuchten, auf der die beiden in träger Freßlust seit Stunden verweilt.

K. Soffel.

Dachauer Moos bei München, Januar 1909.

Gimpelmännchen, im Tannengestrüpp.

A. Cerny. *Winterberg (Böhmer Wald), August 1908.*

Dompfaffenweibchen beim Füttern der Jungen.

Die Jungen wachsen unterdessen im dunkeln kleinen Handwerkerzimmer auf bei Hanf und Rübsamen und hörten täglich „Ach wie ist's möglich dann" vor ihrem Glockenbauer pfeifen, des Morgens, Mittags und Abends. So daß sie schließlich selber daran glaubten und nachpfiffen: „Ach wie ist's möglich dann". Was anderes war ihnen ja nicht zu Gehör gekommen. Es war übrigens einer unter ihnen, der, seinen Brüdern unähnlich und gänzlich aus der Art geschlagen, ein völlig schwarzes Kleid trug, das nur an den Flügeln und dem Schwanz mit Weiß untermischt war. Er war schon so aus dem Nest gehoben und sein Besitzer hielt große Stücke auf ihn. Denn er hatte schon manchen jungen Gimpel erzogen, Rotgimpel und weiße, auch solche, bei denen das ursprüngliche Federgewand durch das fremde weiße Überkleid schien, ein schwarzer aber war noch nicht durch seine Hand gegangen.

Der Schwarzgimpel war darum zuerst in aller Nachbarn Munde, dann, als man angefangen hatte, sich an ihn zu gewöhnen, gab ihn sein Pfleger ab, daß er nicht im Preise sinke. Und zog aus der Abnormität seinen Nutzen.

K. Soffel. *Dachauer Moos bei München, Januar 1909.*

Gimpelmännchen im Tannengestrüpp.

Es ist ein herber, ungewisser Herbstmorgen. Beim Heraustreten aus dem Hause steigt es einem kalt und beizend in die Nase, die Luft ist voll von schwerem Erd- und Nebelruch. Man weiß noch gar nicht recht, was heute aus Welt und Wetter wird, es ist noch unsicher zwischen Himmel und Erde, unsicher und dunkel.

Da kommen sie schon. Verschleiert und spärlich dringt es durch die graue Wand um dich, so ein paar aufgelesene Tönchen, die man erst gar nicht hört: „diü, diü" — wie das die Stille nur noch stiller macht! —

Nun aber geht die Sonne ans Werk. Aus dem dunkeln Schleier wird ein heller, grau in Gold gewirkt. Wo er an einer Stelle dünn ist zum Zerreißen, wächst ungewiß eine Baumgestalt auf, langen Äste, Zweige in die Luft. In einiger Entfernung noch eine, dann wieder: stumme Baumwesen, die Straße entlang stehen sie, wie trübe Wanderer am Wege.

Von dort her kommen die Laute; schon scheinen die kleinen Vogelbälle, winterlich dick aufgeplustert durch das feine Nebeltuch. „Diü-büt, büt" klingt es lauter.

Am Ebereschenbaum hingen die Beeren tauig-kalt, mit feinen Silberperlchen besetzt.

Aber nur ran — es sind die letzten!

Hagebutte, Hartriegel, Weißdorn — sie sind längst dahin. Bleibt nur noch der Wacholder. Da sind die Vogelbeeren doch weit besser.

Eine halbe Stunde später ist die Sonne durch, der Tag ist auf. Als dicke weiße Bänke liegen die Nebel um den Fuß der Hügel gelagert. Klar und rein, voll Duft und Schimmer ist die Welt. Herbstduft, ohne Dunst, goldne Fäden über die offene Scholle gespannt, Nachklang vom Frühling — doch voller und reiner als er.

Nun sind auch die kleinen Gesellen an der Straße zu sehn, denn sie haben ihren Baum noch nicht verlassen.

Sie werden auch wohl nicht weggehn, ehe er leer ist.

Zu zehn sitzen sie droben, lauter Rotgimpel, der Boden unter ihnen verrät ihre Arbeit.

Sie fassen Futter für die Winterreise.

Von woher mögen sie kommen? Denn weit gereist sind sie, aus der Gegend sind sie nicht. Es sind solche aus dem Norden, wo sie größer gedeihen als bei uns. Vielleicht aus Norwegen, Schweden. Sie ziehen jetzt alle südwärts, auch die aus Schottland, Sibirien und Kamtschatka.

Nur die Algerier, und die sonst um die blaue Adria wohnen, haben es nicht nötig.

Bei uns versucht es hin und wieder einer und hält durch, trotz Kälte und Hunger. Treibt sich piepsig und dick in Parks umher, sitzt auf verschneiten Hecken. Und ist dankbar für ein Almosen am Fenster.

Wollen wir ihm nicht durch den Winter helfen?

A. Cerny. *Winterberg (Böhmer Wald), August 1908.*

Pärchen beim Füttern der Jungen. **Gimpel.** Am Nest.

Der Mäusebussard.

Von Hermann Löns.

Südwestwind geigt in der breiten Krone der knorrigen Feldeiche, die unterhalb des Waldes auf dem Anberge steht.

Eine mächtige Lößschicht bedeckt dort den strengen Kalkboden; Heidkraut überzieht die Blößen, Sandrohr bildet dichte Horste vor der dicken Hecke aus Schlehen, Weißdorn und Rosen, die sich an dem Bache entlang zieht, und über den das Schlingwerk der Waldrebe tief hinabhängt.

Auf dem untersten Aste der Eiche sitzt der Bussard. Es ist einer seiner Hauptanstandsplätze, dieser Ast. Der Löß ist warm und trocken, in der Feldmark ist es kalt und naß; darum sind hier am Vorberge immer mehr Mäuse, als im Felde, zumal es am Futter dort nie mangelt. Eicheln und Buchnüsse liegen dort im Heidkraut und die Samen des Sandrohres, auch Schlehen, Mehlfäßchen und Hagebutten, und die Heidnarbe fängt den Fichtensamen auf, den der Wind von der Waldkante hierher jagt.

An dem vermoosten Erlenstocke raschelt das fuchsrote Winterlaub des Farnbusches. Eine rötlichgraue, schwarzgestriemte Brandmaus huscht hervor, fährt wieder zurück und springt mit langen Sätzen in das Heidkraut. Dort huscht sie hin und her und jetzt macht sie Halt; sie hat eine Eichel gefunden. Ritzeratz, raspeln die Nagezähne ein Loch in die Schale. Aber weiter kommt das Mäuschen bei dem Mahle nicht. Lautlos läßt sich der Bussard von dem Aste fallen, bis er dicht über der Maus ist, und dann lüftet er die Schwingen, wirft die Griffe nach vorne und faßt die bunte Maus. Ein feiner Pfiff ertönt, aber kein zweiter. Der Bussard langt sie mit dem Schnabel auf, schlingt sie hinab, schüttelt sich und nimmt wieder seinen Lauerplatz ein.

Es dauert nicht lange, da kommt von dem Stechpalmenbusche unter der dicken Buche eine Waldmaus angehopst. Sie will nach dem Bachufer; sie kommt aber nicht so weit. Wieder läßt sich der Bussard hinabfallen und das Mäuschen verschwindet in seinem Rachen. Das geht noch mehrere Male so, und zwei Feldmäuse, eine Rötelmaus und eine Zwergmaus finden in den Krallen des Räubers ihren Tod. Dann aber erhebt er sein Gefieder und streicht zu Felde, um auf einem Grenzstein aufzublocken. Dort treibt er es ebenso, wie am Vorberge, und noch manche von den wenigen Mäusen, die den nassen Herbst und den schlimmen Winter überdauerten, vertilgt er.

K. Spengler. **Bussardhorst.** *Rothehütte (Harz), Juni 1907.*

K. Regel. *Gadheim, Mai 1909.*

Bussard, Dunenjunges im Nest.

Es kommen wieder härtere Tage. Nordostwind pfeift, die Mäuse bleiben zu Hause. Da ist Schmalhans Tafeldecker. Hungrig streicht der Bussard im Felde umher. Am Wege findet er eine Wursthaut; die stillt seinen ärgsten Hunger. Sonst ist aber nichts zu finden. Traurig blockt er, den Kopf in die Rückenfedern gezogen, auf dem Stumpfe der vom Blitze zerschellten Pappel an der Bachbrücke. Ein Flug Wildtauben kreist über dem Felde und fällt auf der Brache ein. Plötzlich flattern sie empor und stieben fort. Sie versuchen, sich zu einer geschlossenen Schar zusammenzuballen, aber der Wanderfalke, der irgendwo dort oben am Walde gelauert hat, ist schneller, als sie. Laut kommt er angebraust, schlägt eine Taube und, da er sehr hungrig ist, versucht er sie zu kröpfen.

Eben ist er dabei, sie zu rupfen, da geht es über ihm: „Hiäh, hiäh," und er bekommt einen Puff, daß er die Taube fahren läßt und entsetzt zur Seite stiebt. Sofort ist der Bussard bei der Beute. Wütend schlägt er mit den breiten Schwingen und schreit dem Edelfalken seinen Katzenschrei entgegen. Zwei-, dreimal versucht der, ihn fortzutreiben, aber er ist es

K. Spengler. *Rothehütte (Harz), Juni 1907.*

Mäusebussarde im Nest, drei Wochen alt.

nicht gewohnt, zu Fuße zu fechten, und ärgerlich saust er davon. Der Bussard aber kröpft und kröpft, bis von der Taube nicht mehr viel übrig ist, und dann streicht er mit schwerem Kropfe träge rudernd dem Walde zu.

So lebt der Bussard heute wie morgen. Den einen Tag gibt es viel, den andern wenig, den dritten gar nichts. Dann kommt ein Morgen, an dem er von seinem Lauerposten auf dem Grenzsteine einen alten Hasen erspäht, der mühsam den Graben entlang hoppelte. Wäre es ein gesunder Hase, so würde der Bussard sich nicht um ihn kümmern. Aber dieser hier ist krank. So mancher fiel über Winter und half dem Bussard über die mageren Tage hinweg. Zehn Schritte von dem Grenzsteine bricht der Hase zusammen, reißt sich aber noch einmal empor und hoppelt bis an den Graben. Er rückt nach rechts, er rückt nach links, dann gibt er sich einen Ruck, um den Graben zu nehmen, denn er will im Walde sterben, aber das bißchen Kraft langt nicht mehr dazu, und er kollert in den Graben hinein. Am Rande des Grabens sitzt der Bussard und wartet. Der Hase zappelt noch immer. Endlich hört das Zucken auf; der Raubvogel äugt

K. Spengler. Mäusebussarde im Nest, 25 Tage alt. Eine Forelle am Horstrand. *Rothehütte (Harz), Juni 1907.*

umher und flattert in den Graben hinein. Es ist zwar nicht leicht, den Balg des Toten aufzureißen, aber es gelingt schließlich, und gierig zieht der Bussard Wildpretfetzen heraus. Da geht es über ihm: „Arr, Err, Orr", er bekommt einen Puff, flattert aus dem Graben, bekommt noch einen Puff, und noch einen, es gibt immer mehr Gekrächze, es werden immer mehr Krähen, und da hilft ihm nicht Schnabel noch Kralle, er macht, daß er in den Wald kommt und bekommt noch manchen Schmiß mit auf den Weg.

Dieses Abenteuer hat für heute ihm alle Lust genommen, im Felde zu bleiben. Er lauert im Walde, bis er eine Maus erwischt, macht einen vergeblichen Versuch, eine Eichkatze zu haschen, und duckt sich wieder auf einen tiefen Ast, um weiter auf Mäuse zu warten. Da knallt es nach dem Berge zu. Es ist nicht das erstemal, daß der Bussard es knallen hört, und er weiß, daß oft für ihn dabei etwas abfällt. Vorsichtig, immer in Deckung bleibend, streicht er bergauf und hakt am Rande des Altholzes auf. Unaufhörlich geht sein Kopf hin und her. Da oben am Hange taucht der Jäger auf; er geht dem Grunde zu. Sobald er dort unten ist, streicht der Bussard dem Kammwege zu. Von Baum zu Baum flatternd, kommt er bis zu der Blöße unter dem alten Buchenüberhälter. Unter der Buche liegt etwas Schwarzes, Blankes. Der Bussard reckt den Hals und späht hinab. Endlich, nach einer Viertelstunde, schwingt er sich hinab und faßt bei der Krähe Fuß, die der Jäger aus der Buche herunterholte. Sie ist mager und trocken, aber immer besser, als nichts, und so bleibt von ihr nicht viel übrig.

Allmählich gibt es bessere Tage. Über Mittag kriecht allerlei Gewürm, Schnecken und Raupen im Grase, der Mäuse werden immer mehr. Da treibt es den Bussard, über dem Wald Kreise zu ziehen und seinen Ruf in das Tal hineinzuschicken. Und als ihm hier keine Antwort wird, steigt er höher und hoch über dem Kamme, hoch über dem Lugaus der Wanderfalken auf den grauen, zerborstenen Klippen, gellt sein schneidender Schrei. Von der Talflanke kommt ihm ein Widerhall; ein Bussardweibchen kreist dort. Bald steigen und fallen die beiden Bussarde über den rotbraunen Buchenkronen und über den dunkelgrünen Wipfeln der Fichten, über den roten Buchenjugenden und den grauen Klippen, und ihr Doppelschrei übertönt den Schlag des Finken und das Lied der Märzdrossel.

In dem Fichtenaltholze steht eine schlanke, hochschäftige Fichte. In ihrer äußersten Spitze droht ein dunkeler Klumpen. Ein Krähenpaar baute vor Jahren dort sein Nest. Im nächsten Jahre brütete der Habicht dort. Den schoß der Jäger ab und seitdem horsten die Bussarde dort. Von Jahr zu Jahr ward der Horst breiter und tiefer, denn jeden April kam eine neue Schicht feiner Zweige dazu. Jetzt ist er so dicht, daß kein Schrot, keine Kugel ihn mehr durchbohren kann, und so tief ist die Nestmulde, daß die Eier und die Jungen sicher darin sind, und wenn der Sturm den Wipfel der Fichte

K. Spengler. *Rothehütte (Harz), Juni 1907.*

Vier Wochen alte Mäusebussarde. Rest eines Eichhörnchens im Horst.

auch noch so sehr schüttelt. Pfeift der Wind auch noch so arg, es stört das Bussardweibchen nicht. Fest sitzt sie auf den drei großen Eiern, von denen keins dem anderen gleicht; schwarzbraun ist das eine gefleckt, heller das andere gemustert und das dritte, viel kleinere, hat fast gar keine Flecken.

Nur zwei Junge entschlüpfen den Eiern. Das eine ist taub und die Alte wirft es über den Nestbord. Sie kann froh sein, daß sie nur zwei Gierhälse zu füttern hat. Hilft ihr auch das Männchen und versteht sie sich auf den Mauseanstand, den Maulwurfsfang und die Eidechsenjagd, es ist ein hartes Stück Arbeit, zwei hungrige Mägen zu füllen und dabei selbst bei Kräften zu bleiben. Von früh bis spät sind die beiden Alten unterwegs und schleppen alles, was sie erbeuten können, heran, Mäuse, Maulwürfe, Wiesel, halbwüchsige Eichkatzen, ab und zu auch einen Junghasen oder ein Fasanenkücken, und auch Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Heuschrecken, Maikäfer und Mistkäfer, und sogar eine junge Katze, die sich dummerweise in das Feld wagte, büßt ihren Vorwitz mit dem Tode.

In der Hauptsache aber müssen die Mäuse daran glauben, vor allem

M. Steckel. *Jägerhaus Tillowitz, Juni 1907.*

Junge Mäusebussarde im Horst.

die Feldmäuse. Es gibt nicht viele in diesem Jahre, aber es ist unglaublich, was das Bussardpaar davon zu Holze trägt und selber kröpft. Zehn bis fünfzehn braucht jedes Junge, um halbwegs satt zu werden, und die Alten kommen mit weniger auch nicht aus. Nebenbei wird auch einmal im Walde eine Maus erbeutet oder im dämmerigen Stangenorte ein Siebenschläfer erwischt, und so mancher Hamster, der allzu verwegen die Deckung verließ, fällt den Bussarden zum Opfer, und wenn er auch noch so strampelt.

An der anderen Seite des Tales hat früher einmal ein leichtsinniger Jagdpächter, den Bauern zum Verdruß, Kaninchen ausgesetzt. Der hohe Lößboden ist so recht geeignet dazu, Baue darin zu scharren. Allerlei Felder liegen dort, das Gebüsch ist dicht, und trotzdem vermehren sich die Kaninchen dort nicht so, wie an anderen Orten. Den alten Kaninchen können die Bussarde zwar nicht viel anhaben, aber manches Junge, das sich zu weit vom Bau fortwagte, verfällt ihren scharfen Griffen. Viertelstundenlang rüttelt der Bussard über der Kaninchensiedlung und sobald ein Jungkaninchen in der Luzerne sitzt, saust der Räuber herab und schlägt es.

M. Steckel. *Jägerhaus Tillowitz, Juni 1907.*

Junge Mäusebussarde im Horst. Zwei streiten sich um einen Brocken.

Aber auch die niedere Jagd ist ihm nicht zu gering. Gern spaziert er an dem Raine entlang und füllt den Kropf mit Heuhüpfern, Graseulenraupen, Käfern und Schnecken. Geduldig lauert er auf dem Grenzsteine, bis die Eidechse ihr Loch verläßt. Stößt irgendwo ein Maulwurf, so harrt er solange, bis der schwarze Kerl dicht unter der Oberfläche ist, und greift ihn durch die schwarze Erde hindurch. Auch auf dem Waldboden macht er sich zu schaffen, späht das Nest der Waldwühlmaus aus und verschlingt die Jungen, sammelt Käfer, sucht Raupen, liest Nachtschmetterlinge von der Rinde ab, und wenn ihm dabei eine tolpatschige Jungamsel oder ein aus dem Nest gestürzter junger Häher in den Wurf kommt, ihm ist es recht, er kann alles gebrauchen, was da kreucht und fleucht.

So keck er bei seinen Raubzügen jetzt auch ist, unvorsichtig ist er nie. Der Jagdpächter dieses Reviers schont ihn ja, stellt auch keine Pfahleisen, weil er ein Weidmann und kein Schinder ist, aber trotzdem weicht ihm der Bussard aus. Knallt es aber, so streicht er vorsichtig heran und so manches Mal lohnt sich die Mühe, denn es gibt dann eine Krähe und mitunter auch

23*

Dr. Rosenius. *Schonen (Schweden), September 1907.*

Mäusebussard, künstlichen Uhu anfliegend.

das Gescheide von einem Bocke, und daran sitzt immer noch genug, mit dem ein Bussard zufrieden ist, und wäre es weiter nichts, als der geronnene Schweiß oder die Milz. Kommt dann nachts dem Fuchs die frische Wundwitterung in die Nase, so findet er nichts als die Därme.

Bietet der Wald nicht genug, so ist das Feld da und das Wiesenland hüben und drüben des Baches. Da huschen Mäuse und Spitzmäuse, da hüpfen grüne und braune Frösche, da kriecht die Ringelnatter und wirft sich die Forelle über die Schotterbank. Ehe sie das Tief gewinnt, hat sie sich der Bussard gelangt, und sie schmeckt ihm ebenso gut, wie die Ringelnatter, die sich verzweifelt sträubte und noch, als sie schon im Kropfe verschwunden war, sich wand und drehte. Aber am liebsten jagt der Bussard im Felde. Die Maus ist sein Hauptwild, alles andere nimmt er so nebenher; die Maus aber jagt er planmäßig, und auf hundert Mäuse, die er greift, kommt eine Eidechse oder ein Jungvogel, der im Grase herumflatterte und dem Sperber oder dem Wiesel verfallen wäre, hätte ihn nicht zufällig der Bussard gewahrt.

Aber sehr geschickt ist er in solcher Jagd nicht und nur zufällig fällt ihm ein Vögelchen zur Beute.

Der Sommer kommt heran, die Bussardbrut ist beflogen. Noch lange wird sie von den Alten geführt, vorerst im Walde, wo sie sich bergen und hüten kann. Ein lustiges Treiben herrscht dort vormittags. Die alten Vögel fliegen vorauf und hinterdrein flattern, noch etwas ungeschickt, die Jungen. Greift eins beim Aufhaken vorbei und poltert zu Boden, so sind sofort die Alten dabei und ermuntern es, daß es einen zweiten Versuch macht und mit der Zeit lernen die Jungen, ebenso geschickt zwischen den Stämmen hindurch zu streichen, wie ihre Eltern, und sich still abzustehlen, naht sich ein Mensch.

Damit ist auch die Zeit gekommen, daß die Alten die Brut zu Felde führen und ihr die Jagd beibringen. Auf der Brache, wo es die meisten Mäuse gibt, und auf der gemähten Luzerne wird der Anfang gemacht. Stumm und steif sitzt hier ein Altes mit einem Jungen vor einem Mauseloche. Das Junge weiß nicht, worauf es ankommt, aber als in den Laufröhren etwas Graues dahinhuscht und der Alte es mit schnellem Griffe erwischt, dämmert ihm ein Verständnis und hastig faßt es zu, als auch bei ihm eine tapprige Jungmaus auftaucht. Es glückte, und froh ob des ersten Beutestückes kröpft der junge Bussard die Maus hinab. Zwei Wochen dauert es noch, da weiß er auch den Maulwurf zu haschen und den Frosch zu fassen, und nach weiteren zwei Wochen gelingt es ihm sogar, aus dem Fluge heraus die Blindschleiche zu packen.

Damit lockert sich das Band zwischen den Alten und den Jungen und auch zwischen den Alten selber, und jedes geht seine eigenen Wege. Nicht sehr weit kommt das eine Junge. Jenseits des Berges in der Ebene steht eine Krähenhütte. Jeden freien Nachmittag im Frühherbste sitzt darin der Jagdpächter und donnert alles herunter, was auf den Uhu haßt, den reizenden Turmfalken wie den herrlichen Gabelweih, und auch jeden Bussard. Er hat nie ein wissenschaftliches Werk gelesen, er weiß nichts von den umfangreichen Magenuntersuchungen, die auf der Kaiserlichen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft zu Dahlem angestellt wurden, und aus denen sich ergab, daß der Bussard sich größtenteils von Mäusen nährt; er donnert alles herunter, was einen krummen Schnabel und scharfe Griffe hat.

An einem hellen Septembermorgen sitzt der Massenmörder und Naturverhunzer wieder in seiner Erdhütte. Vor ihm auf der Juhle blockt der Uhu. Von ferne krächzen Krähen. Sie kommen nicht heran, denn sie wissen Bescheid. Ein Turmfalke, der auf der Stoppel Mäuse gejagt hat, gewahrt die Großeule. Mit hellem „Kikikiki" streicht er heran und neckt den Dickkopf. Es kracht und das allerliebste Räuberchen, das gesetzlich geschützt ist, liegt blutend und zuckend im Grase. Eine Viertelstunde vergeht, da deutet der Uhu wieder an, daß Besuch kommt. Es ist einer der Jung-

bussarde aus dem Forst. Solch Ungetüm, wie den Uhu da, hat er noch nie gesehen. Mit höhnischem „Hiäh" haßt er auf ihn. Der Schuß kracht und mit zerschmettertem Flügel stürzt er auf den Anger. Frohlockend kriecht

K. Regel. *Gadheim, Juni 1909.*

Junger Mäusebussard im Horst, kurz vor dem Ausfliegen.

der Schießer aus seinem Loche, ergreift den verwundeten Bussard und schmettert dessen Kopf gegen einen Stein.

O, es ist ein eifriger Heger, dieser Mann. An vielen Stellen im Felde hat er Pfähle aufgestellt und darauf Eisen gebunden. Wenn er gerade Zeit hat, sieht er sie nach, und freut sich über alles, was er verendet oder noch

lebend, aber mit von den Bügeln der Falle zerschmetterten Läufen, darin findet. Meistens sind es Eulen, Waldohreulen, Waldkäuze, auch die allerliebsten Steinkäuzchen, alles nützliche Räuber, die zu fangen nach dem Gesetze verboten ist. Aber was kümmert das den Schießer? Wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Und in einer solchen Falle fing sich der zweite Jungbussard. Zwei Tage hing er mit zersplitterten Läufen in den Bügeln und flatterte verzweifelt, bis er langsam unter schrecklichen Schmerzen verendete. Mit Befriedigung löste ihn der Jäger aus und sehr froh war er, als er in dem Kropfe des Bussards ein Flöckchen Hasenwolle fand. Zu Hause setzte er sich hin und schrieb eine Postkarte folgenden Inhaltes an seine Jagdzeitung: „Der scheinheilige Bussard. Gestern fing ich einen Mäusebussard im Pfahleisen, der Hasenwolle im Kropfe hatte. Da sieht man wieder, was es mit der vielgepriesenen Nützlichkeit der Bussards auf sich hat. Bei mir wird fortan keiner pardoniert. Tod allem Raubzeug und Weidmannsheil allen Raubzeugfängern."

Der Bussard hätte keine Hasenwolle im Kropfe gehabt, wenn der Jäger besser nachgesucht hätte. Am Tage, bevor sich der arme Bussard fing, flickte der Jäger einen Hasen an. Sein schlecht abgeführter Hund verlor bald die Fährte, weil er hinter einem gesunden Hasen herumhetzte. Der angekratzte Hase ging bald ein und der Bussard fand ihn und machte sich darüber her.

So liegt es fast immer, wenn ein Bussard Hasenwolle oder Huhn- oder Fasanenfedern inne hat. Aber es wird noch lange dauern, bis das Schießertum sich davon überzeugt, daß der Bussard der Jagd so gut wie gar nicht schadet und daß der Jäger, der einen Bussard fängt oder schießt, sich damit selbst als Dummkopf hinstellt.

H. Röhrig. Würzburg, Mai 1908.

Eben aus dem Ei geschlüpfter Mäusebussard.

Der Gänse- und Kuttengeier.

Von Martin Braeß.

Wo die Karpathen die Grenze zwischen Siebenbürgen und Rumänien bilden, ist das Reich der Gewaltigen unter den Säugetieren wie unter den Vögeln Mitteleuropas. Der Bär, aus so vielen Ländern bereits vertrieben, hat hier sein sicheres Asyl; fast jedes Tal beherbergt dieses mächtige Raubtier. Von den Beutezügen des „ursulu" wissen besonders die walachischen Hirten im Gebirg viel zu erzählen, und auch drunten im „Bärenland" kursiert manch abenteuerliche Geschichte von dem braunen Gesellen. Droben aber auf schroffer Felsenwand, zur Seite des Hochtals, das wildschäumend die Flut des Gießbachs durchströmt, hat der König der Vögel, der Steinadler, seinen Horst errichtet, und noch höher, zwischen dem Steintrümmermeer, das sich zu dem goldenen Rand des tiefblauen Sees herabsenkt, und dem Felsenzinken, der in die Luft starrt, thronen die Größten der Großen, die Geier, die unumschränkten Herrn des Gebirges.

Herrlich ist der Flug dieser mächtigen Vögel! Ruhig schwebend schraubt sich der Adler in Spiralen zum Himmel empor, oder er schwimmt, langsam rudernd, über den grünen Tälern, über dem starren, kahlen Gestein. Majestätischer noch ist der schwebende Geier. Er ruht in der Luft; ausgespannt hält er die Arme mit den stählernen, elastischen Schwingen, so schmal und so lang; kaum merklich hebt und senkt er die gewaltigen Flügel. Eingezogen hält er den Hals, daß nur der Kopf aus den Schultern hervorsieht. Jetzt schwimmt er nicht mehr über der Felsenzinne, über der er in Schrauben emporstieg, jetzt sinkt sein Schatten hinab auf die steinige Halde, jetzt huscht er über das Meerauge, jetzt gleitet er still über die grasige Matte, daß die blökenden Schafe erschreckt aufspringen, und jetzt vereinigt er sich mit dem Schatten der riesigen Tannen, die drunten den Grashang begrenzen.

Alle Einzelheiten erkennt sein scharfes Gesicht, jede Bergspitze, die aus den gewaltigen Gesteinstrümmern schroff emporragt, die Grate und Kämme, die tiefen Täler und Schluchten dazwischen, die Felsenzirken, die steinernen Arms kleine Gebirgsseen umgürten. Der stolze Segler sieht in die Ferne bis zur walachischen Ebene hinab; er schaut gen Norden das wellige Land Siebenbürgens mit all den freundlichen Dorfschaften zwischen Feldern, Wiesen und Obstgärten, mit den glitzernden Wasseradern und den unzähligen Hügeln, von Wald oder Reben bedeckt. Hoch oben am Grat erkennt er die kletternde Gemse, auf grüner Matte im Schutze gewaltiger Felsblöcke die Stina, wo

R. B. Lodge. Gänsegeier an einem Pferdekadaver. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Gänsegeier an einem Pferdekadaver.

der walachische Hirt die Schafmilch in Käse verwandelt, in der Nähe die Herde, von weißzottigen Wolfshunden sicher behütet, und drunten am Rande des Waldes den Bär, der im Dornengestrüpp nach Beeren sucht; in der Dämmerung am Abend wird er gewiß eins von den Schafen erbeuten.

Und dort in der Schlucht — langsam klimmen auf dem steinigen Saumpfad, zwei, drei kleine Gebirgspferde empor, mit Mantelsäcken und Kisten, mit wollenen Kotzen, mit Zeltleinwand und Stangen beladen. Ein Mann im Touristenanzug geht voraus; ein walachischer Führer, in weißem Beinkleid und Hemd, den schwarzen Filz auf dem Kopfe, an den Füßen die Leder-Opintschen, geleitet die Pferde, und ein Bursche, einen Tornister am Rücken, beschließt den Zug, der jetzt zwischen den letzten Fichtenkrüppeln hinaus auf die sonnige Alm tritt.

Nicht Jagdlust ist's, die den Fremden ins unwegsame Gebirge führt, auch kein tollkühner Bergsport; ihn treibt ein ernsterer Wunsch. Wohl gilt sein Besuch den Herrschern der Felsenwildnis, den Kutten- und Gänsegeiern, den Adlern, den Raben; aber seinen Hut will er diesmal nicht mit

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Gänsegeier an einem Pferdekadaver.

stolzer Jagdtrophäe schmücken; drin im Tornister trägt der Bursche das kunstvolle Werkzeug, das ihm helfen soll, seinen Plan zu erreichen. Den Menschen drunten im Tiefland will er von dem Leben hier oben erzählen, fern von jeder Kultur; die Bilder, welche die Kamera aufnimmt, sollen von den stolzen Gebietern berichten, die hier dem Himmel so nahe herrschen.

In der Nähe der Stina wird rasch von den beiden Walachen das Zelt aufgeschlagen und im Innern aus Tannenästen voll schwellender Nadeln das Lager bereitet. Doch noch fern ist die Rast; es gilt, droben, nahe dem Grat, im Steintrümmermeer einen Platz auszuwählen, von wo man die Adler und Geier, wenn sie zum Fraß kommen, aus einem Versteck beobachten und dann die Linse der Kamera auf die nichtsahnenden Räuber mit sicherer Hand richten kann. Zum Opfer aber ist eins der Pferde erkoren, das, altersschwach, kaum noch den steilen Hang zu erklimmen vermag.

Bald sind auch die letzten Reste der Hochgebirgsvegetation verschwunden; kein Alpenstrauch mehr, kein Krummholz zwischen den Steinen. Riesige Felsenkessel, kilometerbreit, angefüllt mit den Gesteinstrümmern ihrer Wände,

gähnen zu beiden Seiten des Pfades; in vollständiger Auflösung scheint das Gebirge begriffen. Ein großartiges Bild der Vergänglichkeit, des Unbestandes dessen, was als das Mächtigste und Festeste auf dieser Erde gilt!

Endlich wird haltgemacht, dicht unter dem Grat. Bald ist eine Felsenspalte gefunden, die mit geringer Mühe zu einem passenden Schlupfwinkel eingerichtet werden kann, und nun dröhnt von den Bergwänden laut widerhallend der Schuß, der den abgetriebenen Gaul leblos zu Boden streckt; nur zehn Meter von dem künftigen Versteck entfernt liegt der Kadaver.

Das Zelt drunten am Grashang beherbergt jeden Abend den Forscher; aber schon am dämmernden Morgen, noch ehe der Sonnenball die schroffen Felsenzinken mit rotgoldenem Lichte bestrahlt, kauert der Fremdling in seiner dunkeln, eisigen Felsenspalte, die er selbst jedesmal mit Steinblöcken zumauert. Nur das Objektiv des Apparates schaut durch eine Lücke nach dem Leichnam des Pferdes, der die großen Vögel zum Mahle einladen soll.

Der erste Tag vergeht schweigend; träg rinnen die Stunden, unendlich lang dem Beobachter, der, zwischen Felsen und Steinen lebendig begraben, nichts anderes sieht als den Kadaver des Pferdes. Aber am zweiten Tage ein metallisch klingendes Sausen von Flügeln, ein tiefes Krächzen, bald stärker, bald schwächer, abgebrochen und dann wieder runder und voller. Die Raben eröffnen das Festmahl. Vorsichtig umkreisen sie in weitem Bogen die Gegend, ehe der erste es wagt, an der Tafel sich niederzulassen. Er setzt sich auf den Kopf des erschossenen Pferdes; bald folgt ein zweiter, ein dritter, und schließlich hat sich eine ganze Schar um die Beute versammelt. Aber die Haut ist zu zäh; sie widersteht dem Schnabel der Raben, so daß ihr Appetit wohl immer von neuem gereizt, nicht aber befriedigt wird. Nur die Augen hacken die schwarzen Gesellen aus; sie müssen auf Mächtigere warten, die ihnen das Mahl erst mundgerecht machen.

Am dritten Tage streichen die Geier in der Nähe des Aases herum, doch wagt keiner von ihnen, das dargebotene Mahl zu berühren. Ganz zeitig am Morgen sind sie gekommen; Dunkel deckt noch die Berge. Das sausende Flügelschlagen erfüllt die Luft, und heisere Töne erschallen bald hier und bald da. Jetzt wird es ruhig; auf dem Grat jenseits der Felsenklause haben sich die mächtigen Vögel niedergelassen und betrachten gierigen Blicks die willkommene Beute zu ihren Füßen. Immer deutlicher heben sich ihre dunkeln Silhouetten von der heller werdenden Morgenluft ab; riesengroße Gestalten auf dem Grunde des bleigrauen Himmels. Gänsegeier sind es, sechs Stück, meist junge Tiere, doch auch zwei alte sind mit dabei. Aus dem weißen, wulstartigen Nackenkragen hebt sich bei diesen der dünne Hals empor, der mit kurzen, gelblichen Härchen bedeckt ist; sehr licht braungrau ist die Oberseite gefärbt, aschgrau überpudert, die Unterseite hell rostbraun. Bei den jüngeren Vögeln dagegen erscheinen Hals und Kopf

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Gänsegeier und Raben an einem Pferdekadaver.

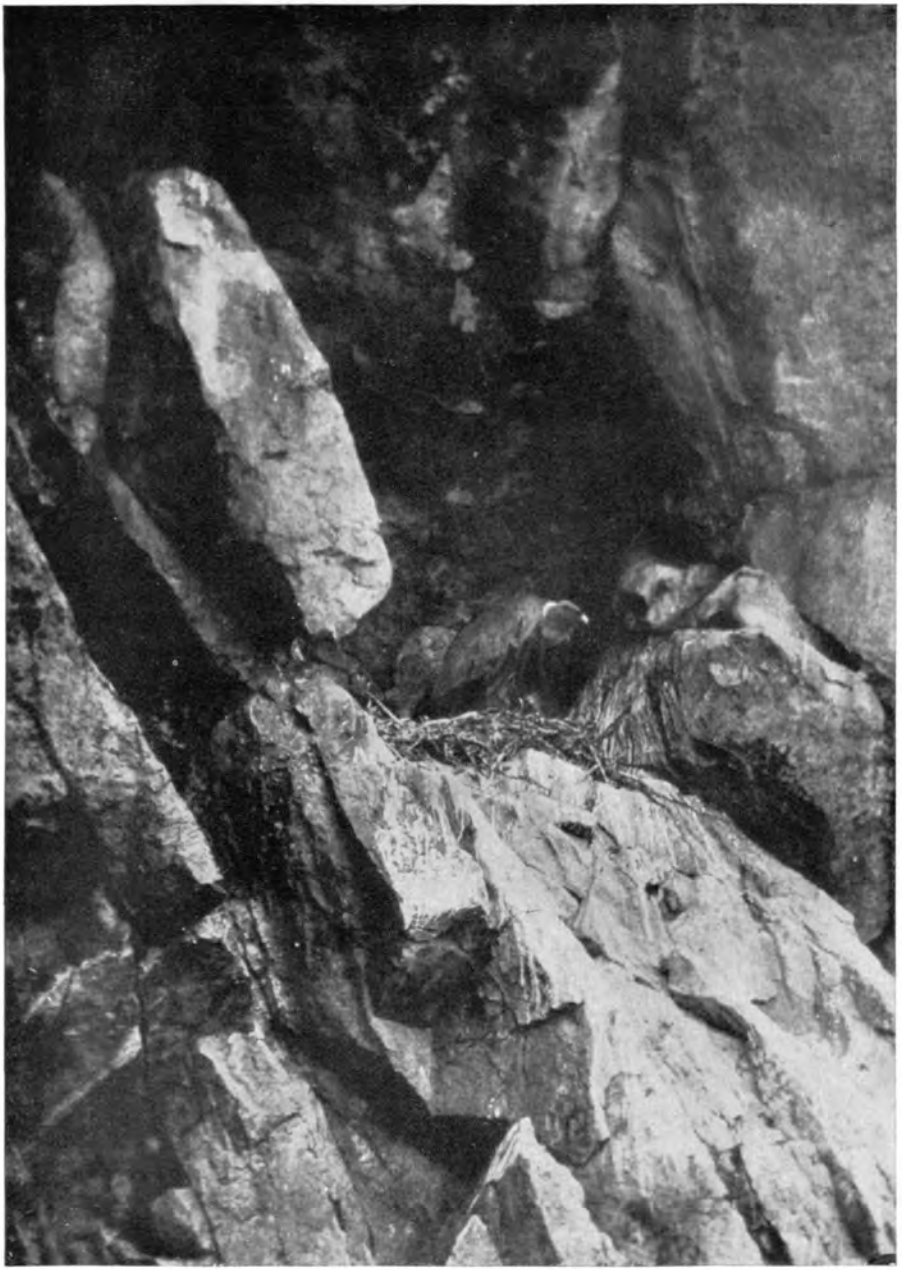
stärker, da wollartige weiße Dunen diese Teile bedecken, und der Halskragen besteht bei ihnen aus düster graubraunen verlängerten Federn, die in der frischen Morgenluft flattern; das ganze Gefieder ist dunkler, fast einfarbig erdbraun.

Unberührt liegt noch das Pferd; nur die Augen fehlen, und am Nacken klafft eine Wunde, die gestern nach langem Bemühen die Raben mit gemeinsamer Kraft geschlagen haben. Langsam steigt die Sonne empor; ihr volles Licht trifft jetzt die Gesellschaft droben am felsigen Grat. Da lüften zwei die mächtigen Schwingen, schweben kreisend mit ruhenden Flügeln über dem Platz, daß die riesigen Schatten gespensterhaft bald am Boden dicht neben dem Aase dahingleiten, bald an der Wand, die im Westen den Felsenzirkus umgibt. Mit angezogenen Schwingen stürzt dann der eine sausend hernieder, hemmt den jähen Fall kurz vor dem Boden durch klatschendes Schlagen der Flügel, und im nächsten Moment steht der erste Geier auf seinem Opfer. Auf den gewaltigen blaugrauen Fängen erhebt sich fast senkrecht der Körper; hoch hat er die Schultern gezogen, schlaff hängen die Flügel herab, und der Weißkopf auf dem vorgestreckten Halse ist gierig nach der Beute gerichtet. Einen Augen-

blick noch sichert der Vogel spähenden Auges, dann beginnt er an dem trocknen Fell des Pferdes zu zerren und kraftvoll zu reißen. Der blauschwarze Schnabel mit der hakigen Spitze haut immer von neuem, bis schließlich die zähe Hülle durchbohrt ist. Bald erscheint auch der Genosse beim Mahl. Auf einem Felsen hatte er Posto gefaßt; nun hüpft er auf den Boden herab, geht schrittweis näher — mitunter auch ein paar Sprünge — und schwingt sich endlich auf den Rumpf des geopferten Pferdes empor. Gleich braust und saust es von neuem, ein dritter, ein vierter, nach kurzer Pause noch einer, jetzt zwei und jetzt drei, und nun rauscht es von allen Seiten herbei: ein Dutzend und mehr Gänsegeier, zumeist junge, in dunklem Gewand.

Da streichen auch Kuttengeier heran, noch stärker und größer als ihre Verwandten. Aus einigen hundert Metern Entfernung betrachten die scheuen Gestalten das Treiben der Weißköpfe; dann fliegen und hüpfen sie vorsichtig näher und näher. Es scheint, als habe die Natur sie nur zum Fluge geschaffen; denn ungeschickt sind diese Geier, sobald die fleischfarbenen Fänge den Boden berühren. Im freien Äther die herrlichsten Vogelerscheinungen, am Boden aber das wunderlichste Gemisch von Komik und Würde. Schrittweise gehen sie mit auf und ab pendelndem Körper; der Hals, mit dunkeln Haaren und Dunen besetzt, hängt schlaff aus dem flatternden Federkragen herab; der Schwanz wird gehoben, die Rückenfedern werden gesträubt. So nähern sich die schwarzbraunen, düstern Gesellen dem Mahl, das man auch ihnen bereitet hat. Fauchend und flügelschlagend werden sie von den futterneidischen Vettern empfangen; aber sie wissen sich bald einen Platz an der Tafel zu sichern.

Der Appetit der Vögel ist groß; in vier Stunden wird mehr als drei Viertel des Pferdes verspeist. Aber es sind auch viel hungrige Schnäbel; oft sitzen zwei Dutzend Geier am Mahl, andere kreisen darüber, lüstern ausschauend, wo ein Platz für sie frei wird; einige hocken auf den Steinen ringsum, die verschlungene Mahlzeit verdauend und doch immer bereit, sich nochmals an die Tafel zu setzen. Unsauber sehen sie aus; denn oft haben sie ihren Kopf und Hals tief in den Bauch des Aases gegraben, oder zwischen die Rippen des Pferdes, den Hals bis an den Federkragen gesenkt, um stückweis Lunge und Herz mühsam herauszuzerren. Mit sauberem Gefieder setzt sich jeder an die Tafel, und vom Blut und vom Inhalt der Därme ganz besudelt zieht er sich endlich befriedigt zurück. Die Gänsegeier zumal — ganz besonders die Alten dieses Räubergeschlechts — haben kein Kleid, das zu dem Kavillerhandwerk passend erscheint. Nach kurzem Schaffen am Aas ist ihr schneeweißer Halsschmuck völlig verschwunden; braunrot ist alles gefärbt, fleckig und streifig, wenig appetitlich. Die Gedärme sind ihnen immer lieber als festes Fleisch. Besonders der eine, ein alter Kuttengeier — drei Meter fast spannt er, das ganze Pferd könnte er mit seinen



R. B. Lodge. Gänsegeier. Alter Vogel am Horst. *Südspanien, April 1906.*

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Gänsegeier, ruhend.

Flügeln bedecken — ist ein verwöhnter Gourmet; er hält sich nur an die Därme, die er vor dem Verschlingen reinigt, so gut er's vermag. Er reißt ein Stück ab, spannt es mit dem Schnabel und einem Fang straff und streicht dann ein paarmal mit dem andern Fang darüber, daß der Darm sich entleert. Nun schlingt er den leckeren Bissen mit heftigem Würgen hinab.

Schließlich ist die Mehrzahl der Gäste gesättigt; da kommen die Raben in schwarzen Schwärmen herbei, um am Mahl der mächtigen Herren auch Anteil zu haben. Man läßt sie ruhig gewähren, und schlau genug sind die Spitzbuben, einen Leckerbissen erst dann zu ergreifen, wenn die Geier in ihrer Nähe gerade eifrig mit Schlingen und Würgen zu tun haben. Bald sind auch die letzten dieser großen Vögel gesättigt, und selten kommt noch ein neuer rauschenden Fluges daher.

Schwer sind die Kröpfe der Tischgenossen gefüllt, so schwer, daß die Tiere nur unbeholfen einige Meter von den Resten des Pferdes weghüpfen, um dann längere Zeit mit vorwärts gestreckten oder zu Boden hängenden Köpfen und hochgehobenen Schultern träg stehen zu bleiben. Das Ver-

R. B. Lodge. *Bosnien, Sommer 1909.*

Gänsegeier.

dauungsgeschäft verlangt Ruhe. So sitzen wohl zwei bis drei Dutzend der mächtigen Vögel in der nächsten Nähe herum, hier am Boden, gleich neben dem Aas, dort auf einem einzelnen Stein oder im Hintergrund auf dem felsigen Grat, einer neben dem andern. Still sind sie, Zank und Streit hat ein Ende, kein Flügelschlagen, kaum noch ein knurrender Laut. Bisweilen ändert wohl einer die Stellung oder reckt und dehnt einen Fittich, daß die langen Schwingen sich spreizen; aber jede Bewegung ist träg.

Die Sonne geht schon zur Küste; da breitet endlich einer die Schwingen, hüpft ein paarmal am Boden, kreist niedrig über dem Aas, dessen Reste für heute verschmäht werden, dann schlägt er kräftig die Flügel, und in majestätischer Ruhe schwebt er über den Grat hin, um hinter den Felsenzinken still zu verschwinden. Die andern folgen dem Führer, erst einer, dann zwei oder drei, mit einem Mal, laut brausend, die ganze Gesellschaft. Nur die Raben verharren noch am Aas; dann erhebt sich krächzend auch diese Spitzbubenbande und fliegt, schwerfällig erst, aber bald in sausendem Zug, am geröteten Himmel gen Westen dahin.

Am folgenden Morgen ist jeder wieder beizeiten auf seinem Posten. Da mit einem Mal ein furchtbarer Lärm, ein gellendes Kreischen, ein rauschendes Flügelschlagen: ein Steinadler versucht, die Geier vom Aase zu vertreiben. Der erste will sich zur Wehr setzen; mit voller Wucht prallen die beiden Kämpen aufeinander — ein furchtbarer Lärm. Fast metallisch klingen die stählernen Fittiche bei dem Zusammenstoß; Kriegsrufe füllen die Luft, und laut krachen die Schnäbel im wuchtigen Stoß. Da flieht schon der Geier; ein zweiter nimmt den Kampf auf, doch auch dieser muß weichen. Das ist das Zeichen zur Flucht — ein halbes Dutzend Geier und ein einziger Adler! Schleunig streichen sie ab — nach wenig Minuten nur noch als Punkte in höchsten Höhen sichtbar.

Jetzt ist der Adler der alleinige Herr. Die fliehenden Geier verfolgt er nicht weiter. Er fliegt in die Nähe des Aases, um das Mahl zu beginnen. Da schaut er empor; ein Kuttengeier zieht seine Kreise. Auch dieser soll merken, wer jetzt befiehlt. Mit stolzer Kraft strebt der Adler empor, der Geier erweitert die Kreise und verschwindet, dem Mächtigen weichend. Dann saust dieser zurück und fußt auf der obersten Stelle des Aases. Königlich dieses Bild, ganz anders als die kröpfenden Geier; der Adler wahrt seine Majestät auch an der blutigen Tafel. Aus seinem wildtrotzigen Blick leuchtet das Bewußtsein und das Vertrauen eigener Stärke; furchtbar allen Geschöpfen, ist er der König, dessen Erscheinen unter den Säugetieren wie unter den gewaltigsten Vögeln Entsetzen verbreitet. Jetzt hält er im Mahl inne, richtet sich hoch auf und ruft mit klingender Stimme, durchdringend und scharf, dem Ruf des Bussards vergleichbar: „hia, hiah!" dann beginnt er wieder an dem zähen Fleische zu reißen. Ob die Geier die Stimme des Königs vernehmen? weit sind sie geflohen. Nur bisweilen erhebt sich einer und schaut aus der Ferne, ob der Adler noch da sei.

Endlich ist das Feld wieder frei. Nun hüpfen die Gänse- und Kuttengeier von neuem ungeschickt um die Reste des Pferdes, dessen Knochen schon an vielen Stellen vom Fleisch völlig entblößt sind; sie zerren an Muskeln, Sehnen und Haut und flattern mit dem losgerissenen Stück den Steinblöcken zu, zanken sich um die Beute mit Flügelschlagen und heiserem Gekrächze, knappen mit ihrer furchtbaren Waffe, dem mächtigen Schnabel, und krachend zersplittern sie selbst schwächere Knochen. Nicht lange währt es, und das Gerippe des Gaules ist von jedem genießbaren Bissen völlig gesäubert; nur die Raben versuchen es noch, an den weißen Knochen zu nagen. Träg hocken in der Runde die Geier; dann verläßt einer nach dem andern den Platz.

* * *

Afrika und Vorderasien ist die eigentliche Heimat der riesigen Aasvertilger; Süd- und Osteuropa, wo manche ihrer Vertreter gleichfalls wohnen,

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

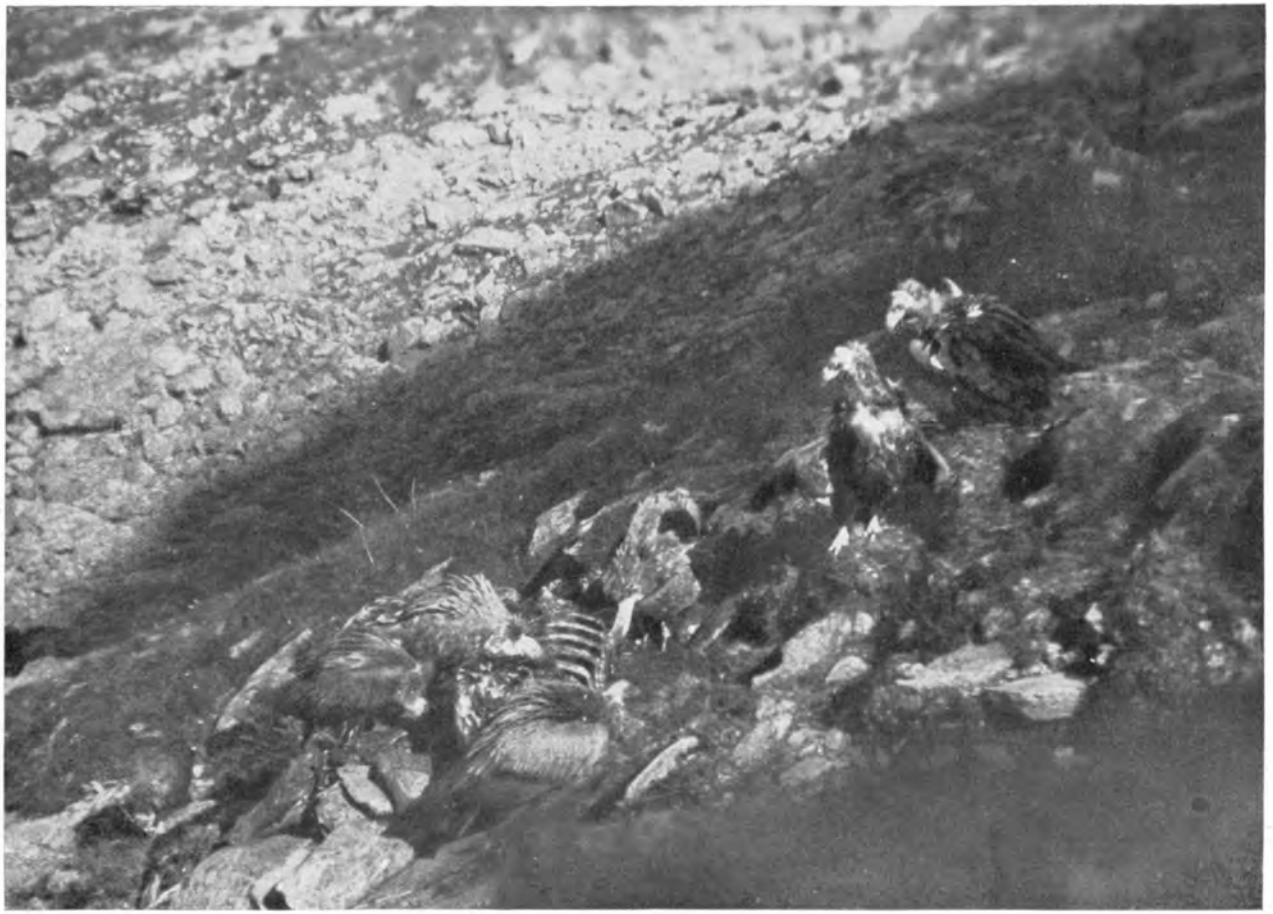
Steinadler am Luder. Sein Erscheinen hat die Geier vertrieben.

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Steinadler, auf dem Pferdekadaver Umschau haltend.

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Steinadler auf einem Pferdekadaver, kröpfend.



O. Fikentscher. *Fogaraser Alpen, September 1909.*

Zwei Kuttengeier und mehrere Gänsegeier am Aas.

R. B. Lodge. Gänsegeier am Aas. *Bosnien, Sommer 1909.*

erscheint diesen großen Gebieten gegenüber nur als kleine Erweiterung. Hier in den Karpathen haben sie die Nordgrenze ihrer regelmäßigen Verbreitung erreicht. Der weißköpfige Geier ist in Ägypten und Nubien, auch in den abessinischen Bergen eine bekannte Erscheinung; an den Küsten des Roten Meeres wohnt er, wie auch im Binnenland an den Ufern des Blauen und Weißen Nils. Südwärts hat man ihn bis zum Äquator angetroffen, ja über diesen hinaus noch in der Breite von Sansibar. Auch im Nordwesten des schwarzen Erdteils, in den Gebirgen Algeriens, horstet der Weißkopf. Die vorderasiatischen Länder beherbergen ihn gleichfalls.

In Europa sind es besonders die Länder am Schwarzen Meer und am Mittelmeer, wo der weißköpfige Geier horstet. In Spanien dringt er bis zur Nordseite der Pyrenäen vor, weiter östlich bis nach Sardinien und der Fruschka-Gora im südlichen Ungarn. An einigen Stellen, wo die Donau in reißendem Lauf zum letztenmal die Gebirge durchbricht, ehe sie die weite Ebene Rumäniens erreicht, z. B. in den Kazan-Engen, steht gleichfalls so mancher Horst auf unzugänglichem Felsen; dann folgt die Nordgrenze den transsilvanischen Alpen. Auch in Bessarabien und Podolien, auf der Halbinsel Krim und im südlichen Ural horsten die gewaltigen Vögel einzeln oder in kleinen Kolonien.

Oft streichen sie weit gegen Norden; das Land steht ja frei, und schnell tragen die Schwingen. Im südlichen Frankreich sind Weißkopfgeier besonders im Spätsommer und Herbst keine ganz seltne Erscheinung, und in Österreich-

Ungarn ist wohl kein Land, wo nicht schon einmal die Kugel des Jägers den stolzen Flieger erlegt hätte. In der Schweiz hat man verhältnismäßig nicht oft den Weißkopfgeier beobachtet; dagegen hat schon mancher dieser majestätischen Vögel das Herz eines deutschen Schützen erfreut, besonders in Bayern, Württemberg, Baden. Aber selbst bis ans Meer, bis nach Ost- und Westpreußen und Pommern, bis nach Schleswig-Holstein und Jütland haben im Frühling und Sommer die südlichen Fremdlinge bisweilen die Reise verlängert, oft freilich zu ihrem Verderben. Verhältnismäßig oft wird Schlesien von den Weißkopfgeiern besucht; man hat hier sogar einmal einen Flug von 18 Stück der riesigen Vögel beobachtet. Aber das Brutgebiet liegt weiter südwärts; auf der Balkanhalbinsel und in den Gebirgen Spaniens ist das wahre Dorado der Weißköpfe zu suchen.

Die Bunaquelle kennt jeder, der Bosnien und die Herzegowina bereist hat. Der mächtige Schlundfluß entströmt einer Grotte, die von starrer Felsenmauer, wohl 130 Meter hoch, überragt wird. Lichtblau ist das Wasser, von seltener Klarheit; jedes Steinchen am Grunde, jede Forelle ist deutlich zu sehen. Droben aber, hundert Meter über dem Wasser, steht unbeweglich in einer Felsennische vor seinem Horste ein Geier, ein zweiter in nur geringer Entfernung von ihm. Ein dröhnender Schuß bringt Leben in die Starrheit des Bildes. Fünf Gänsegeier erheben sich machtvoll und kreisen schwimmenden Flugs hoch in den Lüften; kaum sichtbar sind die leisen Bewegungen der Fittiche, deren Schwingen sich an den Enden fingerförmig ausbreiten, nichts von Überstürzung und Hast. Stolz wenden sie den Ruhestörern den Rücken und ziehen talab. Anders die Felsentauben und Felsenschwalben, die ganz in der Nähe die Steinwand bewohnen, Zwerge neben den Riesen. Sie flüchten aus ihren Verstecken und flattern empor in die Höhe, sie sausen an den Wänden hin und her, als ob sie einen Ausgang erspähten; erst nach Minuten kehrt die vorige Ruhe zurück, und auch die Geier suchen wieder ihr Heim auf. Auch weiter abwärts, wo die Buna in die Narenta einmündet, horsten gleichfalls Geier in den Wänden, ebenso im Narenta-Defilee oberhalb Mostar und noch an manch anderem Orte des an urwüchsiger Natur so reichen Landes.

Überall hat hier der Geier an fast unzugänglichen Stellen schroffer Felsenwände, auf Absätzen oder im Grunde weiter Höhlen sein Heim aufgeschlagen. Die Geselligkeit liebt er; denn meist bewohnen mehrere Paare dieselbe Felsenwand, Jahr für Jahr. Den Ort, der sich einmal bewährt hat, geben sie nur ungern auf. Aus groben Reisern und Zweigen, Wurzeln und andern trocknen Pflanzenteilen nachlässig zusammengefügt, thront hier der Horst. Flach ist er gebaut; doch besteht er zuweilen aus einer großen Menge solch groben Materials, weil die Vögel im zeitigen Frühjahr stets wieder etwas hinzutragen. Bisweilen jedoch kommen sie auch ohne Niststoffe aus; dann liegen die Eier und später die Jungen auf dem nackten Gestein. Wie

alle Raubvögel, so beginnen auch die Weißkopfgeier früh mit dem Brutgeschäft. Der Februar ist gewöhnlich die Zeit, wo sie sich paaren, und meist liegen bereits in diesem Monat die beiden Eier im Horst. Doch richtet sich der Termin des Brütens sehr nach der wärmeren oder kälteren Gegend und besonders nach dem Alter des Weibchens. Jüngere Tiere warten nicht selten den Lenzmonat ab, während ältere, erfahrene Weibchen, besonders in milderen Strichen, wo der Winter nur schwach sein Regiment führt, bereits im Januar zu legen beginnen.

Schutzfärbung bedürfen die Eier dieser gewaltigen Vögel nicht; sie sind hier an der schroffen Felswand vor jedem Feinde sicher. Rein weiß ist ihr Gewand, die natürliche Kalkfarbe, doch erscheint das saubere Weiß nach längerem Brüten nicht selten mißfarben gelblich bis bräunlich, von dem Kleide des daraufsitzenden Vogels beschmutzt, der bei seiner blutigen Mahlzeit so oft die Reinlichkeit außer acht läßt. Aber es gibt auch wirklich gefleckte Eier, die dann denen des Kuttengeiers außerordentlich gleichen; doch ist ihre Schale stets rauher. Natürlich gehören die Geiereier zu den größten Vogeleiern Europas.

Das stärkere und meist etwas dunkler gefärbte Weibchen des Gänsegeiers brütet allein, wie es scheint, während das Männchen in der Nähe des Horstes Wache hält oder auch einen Flug unternimmt, um nach einem Fraße zu schauen; dann meldet es den Fund seiner Gattin, und gemeinsam streichen sie ab, die Mahlzeit zu halten. Beim Kuttengeier wechseln Männchen und Weibchen im Brutgeschäft ab.

Kehrt der Geier zum Horste zurück, so richtet er sich senkrecht auf der Felsenkante empor, streckt sichernd den kleinen Kopf auf dem Langhals weit nach vorn über den Abgrund, dann hüpft er mit halbgeöffneten Schwingen zum Horst, und täppisch läßt er sich nieder. Ihre Eier lieben alle Geiereltern mit zärtlicher Hingabe; erst bei großer Beunruhigung verlassen die Vögel den Horst, ja oft ist's nicht einmal möglich, durch laut dröhnende Schüsse den brütenden Vogel von den Eiern zu treiben; er weiß es, in der Felsennische ist er vor der Kugel des Schützen ganz sicher.

Ende März oder Anfang April sind Junge im Horst; flach fliegen sie auf dem Boden, auch mit Hals und mit Kopf platt auf den Zweigen oder auf dem nackten Gestein. Ihr Körper ist ganz in weiße wollige Dunen gekleidet; erst nach Wochen sprossen in Reihen am Rücken, am Bug der Flügel die dunkeln Federn hervor, später auch aus dicken, blutreichen Kielen die Schwingen. Nun nestelt der plumpe Schnabel gern in dem scheckigen Dunen- und Federgewande, und dann liegt das Junge wieder stundenlang unbeweglich im Horst mit halbgeöffneten Flügeln, den nackten Hals flach auf dem Boden; die Klauen schauen täppisch unter dem Leibe hervor, und mit seiner faltigen Haut am Kopf macht der ungestalte Jungvogel den Ein-

druck eines hundertjährigen Greises. Schnell wächst der Geier heran; doch den Horst verläßt er erst spät. Wochenlang hockt er darin und läßt sich von den besorgten Alten füttern und pflegen. Erst wenn er völlig erwachsen ist, wenn er den Schwingen vertrauen darf, verläßt er in Begleitung der Eltern das sichere Versteck, und nun führt er die Lebensweise, wie er's von den andern sieht und zu der auch ihn die Mutter Natur bestimmt hat. Zum Horst kehrt er täglich mehrmals zurück; denn dieser ist den Raubvögeln mehr als bloße Brut- und Pflegstätte des heranwachsenden Geschlechts. In der Nacht hockt

O. Fikentscher. *Fogaraser Alpen, September 1909.*

Gänsegeier am Aas.

die Familie im Horst oder dicht neben demselben; aber sobald die Dunkelheit nur ein wenig dem dämmernden Lichte weicht, verlassen die Geier den sicheren Winkel und suchen ihr weites Revier ab, ein gefallenes Tier zu erspähen.

Lebende Geschöpfe nach Art der Adler zu schlagen, das ist bei den Geiern nicht Sitte, und nur ausnahmsweise, wenn die Not sie zwingt, so scheint es, überwältigen sie ein krankes Schaf oder Reh, das sie dann in kurzer Zeit mit ihren schneidend scharfen Schnäbeln zerreißen und bis auf die blanken Knochen und auf die Teile des Fells in den unersättlichen Schlund hinabwürgen. Ob sie bei ihren Reisen nach Ländern, wo sich ihnen selten ein

Aas bietet, nicht auch bisweilen mit Amphibien, mit Schnecken, vielleicht selbst mit Käfern vorlieb nehmen, um den nagenden Hunger zu stillen, das ist noch eine offene Frage.

Wie den Osten, so bevorzugt der Gänsegeier auch den äußersten Westen Südeuropas, die iberische Halbinsel. Spanien ist so recht die Heimat der Geier. Über den Schneefeldern der höchsten Gebirge im Süden kreisen die stattlichen Vögel, wie über den heißen Steppengebieten im Innern des Landes; vor den Toren der Städte sitzen sie, auf Beute lauernd, oder sie hocken, einzeln

O. Fikentscher. *Fogaraser Alpen, September 1909.*

Gänsegeier am Aas.

und in Gesellschaft, an der einsamen, sonnigen Straße auf einem Stein oder Baum. Wohnung und Jagdrevier bietet ihnen das Land mit seinen hohen Felsenketten und seinen Steppenebenen, weit, unendlich weit, doch von der stolzen Höhe, die der Geier erreicht, gut übersehbar.

Besonders reich an weißköpfigen Geiern ist die Sierra de Ronda, westlich von Malaga, deren senkrecht abfallende Kalkwände viele Horstplätze bergen; aber auch die Gebirge in der Mitte des Landes, z. B. die Sierra Guadarrama nördlich von Madrid oder die benachbarte Sierra de Gredos beherbergt die mächtigen Raubvögel in stattlicher Anzahl.

M. Steckel. *Vrana (Bulgarien), März 1910.*

Gänsegeier auf einem Hausdach.

Auch in den nördlichen Gebirgen Spaniens, wo pittoreske Kalkfelsen in waldige Täler hinabschauen, wo der Auerhahn balzt, Wildkatze und Wolf nächtlich umherschleichen, der Bär manche Höhlung bewohnt und die Gemse am zackigen Grat klettert, hat der Weißkopfgeier sein Heim aufgeschlagen. In den höchsten Regionen oberhalb der Waldzone steht seine Wohnung. Am Morgen schweben die gewaltigen Vögel über den Matten und über dem Hochtal und spähen nach Beute; vielleicht hat ein Bär den Rest seiner nächtlichen Mahlzeit ihnen übriggelassen?

So gehört der Gänsegeier, wenn auch nicht überall zu den gewöhnlichen, so doch zu den charakteristischen Vögeln der spanischen Halbinsel. Nur den kultiviertesten Teilen des Landes fehlt er, z. B. der Gegend von Barzelona, Valencia und der ganzen Ostküste.

Auch der Kuttengeier ist auf der spanischen Halbinsel zu Hause; er brütet gleichfalls in den Pyrenäen, in den Gebirgswäldern Kastiliens, in Andalusien, ja bei Madrid soll er sogar häufiger sein, als sein weißköpfiger Vetter. Seinen Horst errichtet er, im Gegensatz zu dem Gänsegeier, auf mächtigen Bäumen,

M. Steckel. *Vrana (Bulgarien), März 1910.*

Gänsegeier auf einem Hausdach.

sehr gern auf Eichen, oft nicht allzuhoch über dem Boden. Starke, dürre Äste tragen den massigen Bau, der stets sehr viel Erde enthält und jeden Adlerhorst an Größe noch übertrifft. Doch nur ein einziges Ei liegt im März in der Mitte des riesigen Bauwerks.

Wie bei den Säugern, so ists auch im Reich der Vögel. Die größten Formen sind nur spärlich mit Nachkommenschaft gesegnet. Kraft, scharfe Sinne, gewaltige Waffen sichern jahrzehntelang das eigne Leben. Nur der Kleine, der Schwache hat seine Stärke in der Zahl seiner Kinder; in raschem Wechsel folgt hier Geschlecht auf Geschlecht, in raschem Wechsel Leben und Tod. Wer ist der Sieger im Kampfe ums Dasein?

Das Alpenschneehuhn.

Von Hans Sammereyer.

April ist ins Bergland gezogen!

Noch gleißen sie und glitzern sie in kristallner Firnpracht, die starren, weithinausblauenden Häupter gewaltiger Bergriesen, und noch deckt der tiefe harstige Schnee, überpunktet vom ausgeflogenen Fichten- und Lärchensamen, den wintermüden Bergwald.

Doch der milde Sonnenblick hat schon auf den Talfeldern dunkle, „apere" Flecke hervorgezaubert, und die ersten nordwärtsstrebenden Kiebitze warten unten so lange, bis sie der böse Föhnwind mit seinen nassen Schneeschauern wieder vertreibt. —

Übers Almenland geht nun der Morgen auf.

Keine Flüelerche grüßt ihn noch, kein Baumpieper fächert mit zittrigem Flügelschlage in die unendlich klare Luft, und auch der Wasserpieper ist noch nicht da, um piespernd seine flachen Bögen himmelan zu wippen.

Nur ein alter Birkhahn, der schon jahrelang seine sechsfachen krummen Sicheln zum Balzplatze trug, läßt auch heute den schönen Morgen nicht ungenützt verstreichen, denn schon vor Taggrauen war er da, als schwarzer Klumpen, auf der stahlhart gefrorenen Schneewehe, gerade ober der letzten uralten Zirbe, angefallen und nun dreht er sich gravitätisch und hüpft und tanzt und stürmt mit prächtiger Attitüde den Almhang. Und dazu klingt seine dumpfe, weiche Rodelstimme wie fernverhallendes dumpfes Glockengeläute.

Er und sein Vetter Schneehahn, der noch einige hundert Schritte oberhalb knapp unter dem Felsgrate sein fast sechsmonatliches Winterquartier aufgeschlagen hat, sind die einzigen alten Einsiedler, die schon durch ihr kleines Vogelherz heiße Minnestimmung ziehen lassen.

Sobald der alte Krummsichelige unten sein klangschönes Balzlied ausgesungen hat, schnarrt ihm sein weißer Vetter oben von der leis rosa erstrahlenden Felswand seine rauhe Antwort.

Er weiß sich drüben am seichten Almboden eine kleine zarte Schneehenne und wenn die trippelnd auf und ab läuft, und der erste Blick der lauen Aprilsonne ihr schneeweißes Zartgefieder rosig überhaucht, dann nimmt der Hahn gewaltigen Anlauf, rennt flügelfächernd den Schneehang hinan, hüpft auf den nächstbesten Stein und schnarrt mit überschnappender Stimme sein lautes „Arrararr — ar — ar" in die Luft.

Und wenn sie gar mit leisem Piepsen antwortet, dann hält es ihn nimmer auf seinem Steine, er fächert sich auf in die klare Bergluft, mit

Dr. Rosenius. *Lappland, Juni 1904.*

Nest und Gelege des Moorschneehuhns.

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Lagerplatz mit Losung des Alpenschneehuhns.

zitterigem Fittichschlage wirft er sich mit der höchsten Anstrengung kerzengerade hinan, — haushoch —, schnarrt so laut seine Stimme klingen mag, und sinkt in unendlich schöner Kurve, flügelzitternd, wie eine feine zarte Feder wieder nieder. So kann es kein Vogel wie er, der alte Schneehahn-Einsiedler vom windumtosten Heidengrat; so schön mag nicht der Kiebitz gaukeln und die meckernde Bekassine niedersinken, eine solche wunderschöne Zitterkurve kann nicht der flugsichere Weih' ziehen, das kann nur ein Vogel auf der ganzen Welt — der Alpenschneehahn und vielleicht noch sein Vetter, der Moorschneehahn.

Und das scheint der zarten Henne mit der feinen lispelnden Stimme zu gefallen, denn sie japst ihm leise zu.

Nicht länger mehr hält es ihn da.

Wieder wirft er sich himmelan und wieder sinkt er leise hernieder, doch nicht ganz zur Erde, denn einige Meter davor wendet der Liebestolle und reitet auf starren krumm- und steifgebogenen Fittichen in elegantem Bogen hinüber zu ihr.

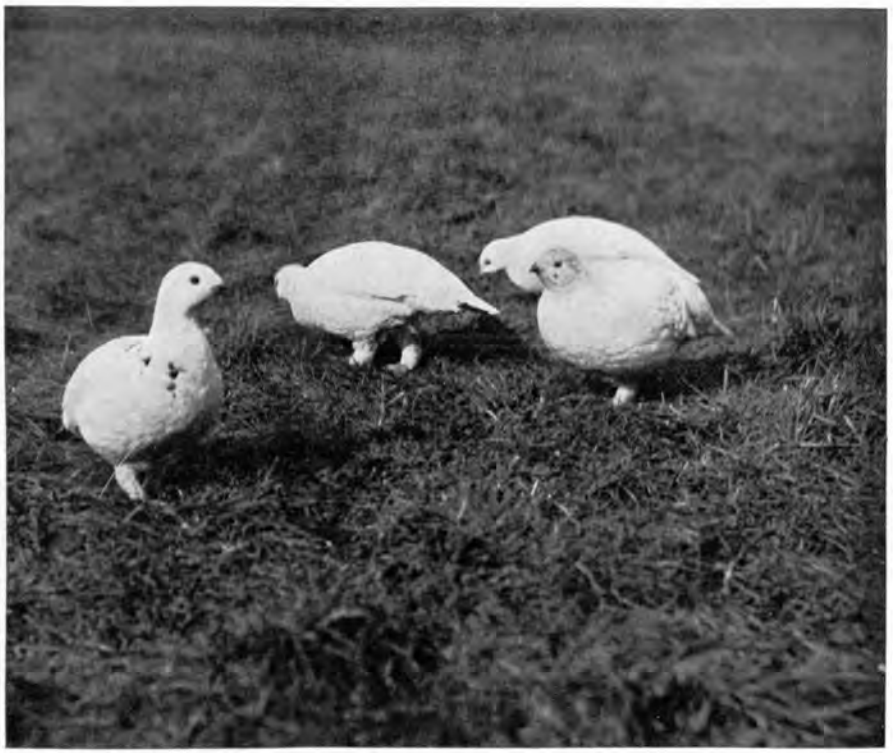
P. Rosenius. Nest und Gelege des Moorschneehuhns*). *Lappland, Juni 1904.*

Wenige Schritte vor der Henne fällt er zu Boden. Er schnarrt und wendet sich, fächert die Flügel, breitet den Stoß pfauartig aus, daß die schwarze Unterseite hervorleuchtet wie dunkle Kohle, und will ihre Liebe im Sturme erringen.

Doch sie will spröde sein und rennt vor ihm her bergwärts. Er hintennach. Flügelschleppend und rauh schnarrend. Und wie er gar zu toll wird, da breitet sie hurtig die Flügel und im Sauseflug geht es den Almen entlang. Er nach. Über die schneegleißenden Almfelder geht es dahin, übers starre

*) Bild S. 383 betitelt sich: Brütendes Moorschneehuhn.

Felsgrat hinüber, wieder hinab in den Flor tiefdunkelgrüner Zirben und jenseits hinan über ein viertes Feld mit Almrosenbüschen, dann über den jähen Steilgraben gradlinig hinweg, bis der rasende Flug an einem weiten Geröllfelde endet, wo sich die flugmatte Henne plötzlich wie ein Stein mitten hinein in wild übereinandergeschichtete Felstrümmer stürzt und wie ein weißer Kobold in einem gähnenden Grund verschwindet.



O. Grabham. *Yorkshire (England), März 1908.*

Moorschneehühner im Winterkleid.

Jetzt hat aber der Hahn das Nachsehen.

Ärgerlich schnarrt er, so daß Reinecke, der eben einen vergeblichen Raubzug auf einen balzenden Schildhahn gemacht, luntenschlagend sich von der anderen Seite ins Geröllfeld drückt. Doch da kommt er falsch an. Schon hat ihn der ärgerliche Hahn eräugt, und mit rauhem Warnungsruf reitet er über ihn hinweg. Zwar versucht der Arglistige den Hahn in tollem Sprunge

zu erhaschen, doch bewirkt er damit weiter nichts, als daß sich der Alte vom Heidengrat noch weiter hinanfitticht ins Morgenblau und sich über den Steilgraben hinüberschwingt aufs Heidengrat.

Verflogen sind seine Minnegedanken. Die Aprilsonne läßt er sein schneeweißes Gefieder, durch das sich am Halse schon die ersten schwarzen Federn des Hochzeitskleides zwängen, küssen und im trippelndem Gange ge-

O. Grabham. *Yorkshire (England), Juli 1908.*

Moorschneehuhn im Sommerkleid.

winnt er die einzige „apere" Stelle, wo er der Bergazaleen harte Blätter ohne Mühe mit seinem kleinen, schwarzen, harten Hühnerschnabel abknabbern kann. Sein Balzgenosse, der alte sechssichelige Birkhahn unten, hat sich auf eine alte Zirbelkiefer geschwungen und kollert und zischt in rythmischer Abwechslung. Und sein Gefieder leuchtet demanten auf, wenn er beim Zischen die Flügel schlägt.

Die Aprilsonne aber küßt milde sein stahlblau Gefieder und läßt zarte Rosatöne über das Kleid des alten Schneehahnes huschen, der jetzt arglistig von seinem Felsgrat Wache hält gegen den grauen Unhold Hühnerhabicht, der eben unten geisterhaft um die Ecke des Zirbenwaldes bog.

Und sie lacht milde über die firnglitzernden Almen, über die silberglänzenden übereisten Almrieselbäche, über blaudämmernde Schründe und den dunklen, tiefdunklen Bergtau und dann übers freundliche Tal und die starre Kette unendlich weit sich hinziehender Berghäupter und den Kristallgletschern in weiter, weiter Ferne.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zum alten Platzhahn unterm Heidengrat haben sich drei schneidige jüngere Birkhähne gesellt und machen ihm seine altangestammten Herrenrechte in täglicher Morgenrauferei weidlich sauer. Aber er ist doch noch immer Herr des Platzes, weil die Jungen, selber unter sich uneinig, dem alten Herrn gestatten, plötzlich in ihre Zänkereien wie ein stahlblauer Donnerkeil hineinzufahren.

Just so ergeht es auch dem alten Schneehahn oben am Grat. Wenn er kaum im ersten Leisahnen des Morgens seine Schnarrstimme erhebt und minnefroh hinanzittert zu den sterbenden Sternen, dann antwortet ihm regelmäßig von rechts und von links ein Hahn, und wenn er den nächstbesten verjagt, dann findet er an der kleinen Senkung bei der zarten Henne gar deren drei, die ihr aufs eifrigste die Cour schneiden. Und da fällt er darein, wie der Blitz und springt dem nächsten an die Brust und läßt dem zweiten seinen harten kleinen Schnabel kosten, so daß der dritte auf sein bloßes Schnarren Reißaus nimmt.

So bleibt er alle Tage Sieger und das scheint seiner kleinen Henne mit jedem Tage besser zu gefallen, denn immer günstiger nimmt die sonst so Spröde sein zierliches Fittichfächern auf und sein Stoßwippen und das leise Schnabeljappen, das er ihr zu Ehren sich wieder neu einlernt. Gar putzig ist er jetzt geworden. Mit den schönen schwarzen Zügeln an den Wangen allein gibt er sich jetzt nimmer zufrieden, sein Kleid hat sich am Kopfe, Halse und als schönen Brustschild gar ritterlich mit schwarzen, glänzenden Federn geschmückt, und die weiß er vor seiner Henne ins rechte Licht zu führen.

Wenn er aber von fern her ein zartes Japsen hört und dabei einer seiner Nebenbuhler in die Luft zittert, dann hält es ihn selbst da nimmer, und er muß hinüber, um den Nebenbuhler im jähen Ansturme zu verjagen und der anderen Henne so schön zu tun, als er es nur kann. Denn in galanten Abenteuern ist er gar wohl erfahren, der alte Schneehahn vom Heidengrat. —

Auch seine Lenzgenossen sind wiederum zurückgekehrt. Die Alpendrossel schmettert ihre melancholisch-lauten Weisen, der Wasserpieper zieht graziöse

Bögen durch die klare Luft, und ins Gekoller der Birkhähne mischt sich vom tiefern Bergwalde das Geruckse der Tauben und vollendet die klangvolle Maimorgensymphonie.

R. Kearton. *Aberdeenshire (Schottland), Juni 1906.*

Brütendes Alpenschneehuhn.

Den Hühnerhabicht sieht er nun alle Tage um die Zirbenwaldecke biegen, wenn er im Mittagsschein von seiner Felsplatte Ausschau hält, und signalisiert ihn treulich den Vögeln der freien Alm.

Als er aber einst im Morgengrauen nahe an der Waldgrenze erwachte, und sein Balzgenosse, der sechssichelige Birkhahn, eben seine Stimme erhob,

O. Grabham. *Yorkshire (England), April 1908.*

Schottisches Moorschneehuhn. Hahn.

da zuckte aus einem unscheinbaren Reisighüttchen nahe den beiden ein feuriger Strahl und der Donner eines Schusses rollte über die Alm.

Da sauste der im Halbdämmer gefehlte Birkhahn hinweg, und der Alte vom Haidengrat stieg mit rauhlachendem Warnungsruf hinauf zu den höheren Almfeldern.

Der unerfahrene Jäger im Schirme aber glaubte des Berggeists höhnendes Lachen gehört zu haben. Und ein Tag nach dem anderen zieht am Maihimmel heran. Die kleine Henne wird von Tag zu Tag weniger spröde und endlich läßt sie sich vom Hahne in einen Schrund, in dem sie weder vor noch rückwärts konnte, jagen, und die ansteigende Himmelspriesterin Flüelerche durfte den beiden mit ihrer schönen zarten Stimme vom reinblauen Äther den Brautchor singen.

Nachher war aber die kleine Henne merkwürdig gar nimmer spröde und der Hahn unendlich zärtlich und — eifersüchtig.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Juni und der Juli sind ins Land gekommen. Die Almen sind grün, die Rhododendren halb verblüht, und der Alte findet am Heidengrat die schönsten Azaleenblättchen und die saftigsten Almkerfe.

Wohl steigt er noch allmorgentlich ins Blau, doch mehr zum bloßen Vergnügen, als um einer Minnestimmung zu folgen.

Und sein Hochzeitskleid hat er auch schon abgelegt. Die weißen Federn sind gegen braune getauscht, und die vielen Bäder im harten Kieselsande haben sein Gefieder arg abgenutzt.

O. Grabham. *Yorkshire (England), Mai 1909.*

Schottisches Moorschneehuhn. Henne.

Einsiedler ist er aber auch wieder geworden, gleich den anderen Hähnen, und viel friedfertiger verkehrt er nun mit ihnen, denn sie wohnen nun alle unweit beisammen am Heidengrat.

Vor des Hühnerhabichts Tücke schützt ihn das almfarbene Kleid und sein vielerprobter Argwohn; dem Hirten, der allmorgentlich mit seinem Vieh die Spitze des Heidengrates bezieht, ist er gut Freund geworden, da dieser ihm nichts tut. Reineke aber, den Schelm, fürchtet er schon gar nicht. Er mag friedfertig kommen, wie er will, der Alte kennt seine Tücke und Hinterlist.

Und so lebt er seine Sommertage in beschaulicher Ruhe.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Dort wo die schiefen Stämme der alten Zirben ihre windzerzausten Kronen recken, nicht weit vom alten Gebäude der Almhütte, liegt langhingestreckt, die erdentblößten Wurzeln drohend gen Himmel gespreizt, eine windgefällte Zirbe. Dicht an ihrem bleichen Stamm hat ein Wacholderbusch kriechend Schutz gefunden, und in diesem geschützten Winkel lag das Nest der Schneehenne.

Auch sie ist jetzt hellbraun und almfarben geworden, und die zwölf kleinen, dunkelgestreiften, munteren Küken finden an ihr die treueste Beschützerin. Sie weiß sie so trefflich zu führen, daß der lüsterne Reinecke vergebliche Streifzüge auf die niedere Alm unternahm, und wenn Feind Hühnerhabicht über die dunklen Zirbenwipfel herangeisterte, dann genügte ein leises Warnen und die junge Schar lag engangedrückt an die Unebenheiten

des Bodens, und ihr erdfarbenes Kleid sicherte sie vor dem Auge des Stoßgewaltigen.

Nur einmal war sie dem Besitzer der Heidealm, dem alten grauhaarigen Heidebauern mit der kurzen immerrauchenden Stummelpfeife, schier in die Hände gelaufen, denn plötzlich stand er mit seinem Almstocke mitten unter ihren Kindern.

Entsetzt fuhren die Kleinen auseinander, aber hurtig war die Henne dem Bauern vor die nach den Jungen greifenden Hände gehüpft und ließ, sich flügellahm stellend und mühselig vor dem Bauern herflatternd, sich gerne verfolgen.

Doch als sie die Kinder in Sicherheit wußte, da konnte sie wieder fliegen, beschrieb einen kurzen Bogen und ruhte nicht, bis sie alle ihre Jungen wieder zu sich gelockt. Der alte Bauer aber erzählte unten auf seinem Hofe dem erstaunten Gesinde die alte Sage, wie die jungen Schneehühnchen ein Büschel Almgras in die Ständerchen nähmen und sich auf den Rücken legend, das Büschel als Schild über sich hielten; und wie die alte Henne sich so geschickt krank stelle, um den Verfolger von den Jungen abzubringen. Und das Gesinde hat alles treulich geglaubt. Die Schneehenne aber führte ihre Jungen, wie sie größer wurden, hinauf ins Felstrümmerfeld; dort waren sie noch sicherer als unten, obwohl sie statt köstlicher Ameisenkost nun schon Azaleen- und Erizeenblättchen und mühsam gesuchte Kerfenkost speisen mußten.

Trotzdem konnte sie es nicht hindern, daß ein großer Rabe ihr ein halbflügges Küken stahl, und daß ein Sperberweibchen ein anderes überwältigte.

Die zehn anderen aber führte sie treulich durch alle Hindernisse des Alpenhochsommers.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wieder balzten die Birkhähne auf den Zirben.

Doch diesmal nicht aus Minnelust, sondern aus Freude über den schönen Oktobertag, der mit blutigroter Sonne in unendlicher Alpenklarheit über die graubereiften Berge heraufgezogen.

Die dunklen Zirbenkronen schmücken hellblaue Zapfenbüschel, denen zuliebe ganze Scharen von Tannenhähern mit gräßlichem Spektakel Erntefest feiern. Die bunten Viehherden sind abgezogen von den Almen, hie und da nur noch taucht ein einsamer Alpenwanderer auf und die Flüelerchen sind verstummt. Dafür tönt vom Bergwalde herauf der mächtige Schrei des Waldgewaltigen. Herbst ist's geworden.

Der Alte vom Heidengrat hat sein braunes Sommerröckchen mit dem grauen Herbstkleide vertauscht, und schon will er auch dieses mit dem schneeweißen Wintergewande wechseln, denn heller Schnee blickt vom höchsten Kegel des Heidengrates.

Auch die Henne ist grau und die flüggen Jungen gar.

Im Märzschnee und weißen Kleid.

E. R. Warren.

Alpenschneehuhn (amerikanisches) im Märzschnee und weißen Kleid.

Sie haben — im April, da Schnee noch das Land deckt — ihr weißes Gefieder noch behalten.

E. R. Warren.

Alpenschneehuhn (amerikanisches)
im fleckigen Kleid, das sich wenig vom Tauschnee abhebt.

Weibchen mit Jungen. Es hat sein unauffälliges Sommerkleid (Juli).

E. R. Warren.

Alpenschneehuhn (amerikanisches) im Sommerkleid (August).

Zwei Tiere auf einer steinigen Halde (September).

E. R. Warren.

Alpenschneehuhn (amerikanisches) im Oktober-Neuschnee.
Das Gefieder in der Ummauserung zum weißen Winterkleid.

Die jungen Bengels darunter üben sich just schon am Balzruf, wenn der junge Herbstmorgen heranzieht. Sie raufen wie zur Lenzzeit, zittern ins Alpenblau hinan und schnarren, daß es weit widerhallt vom Heidengrat.

Der Alte hat wieder die Führung.

Kommt doch tagtäglich nun der arge Hühnergeier, so wie eben, als er die der Stimme des Alten nicht folgende Kette zweimal im Kreise um den Felskogel gejagt und nun zum dritten Male in seiner Arglist scharf umbiegend, der Kette entgegenflog und sie jäh überraschend, mitten daraus eine junge Henne schlug.

Da heißt es scharf achthaben.

Doch heute ist alles sicher.

Der Alte führt seine Kette hinab, wo große Flecke mit saftigem Azaleenbesatze und den herrlichsten roten Preiselbeeren in einer kleinen Senkung locken, und die junge Schar fällt gierig darüber her. Nur er, der Alte, sichert von Zeit zu Zeit.

Doch plötzlich steht der Jäger mit angebakter Büchsflinte über der Senkung.

Der Hahn warnt mit rauhem Ruf, die Kette stiebt durcheinander, — er will die Fittiche breiten, will — —, da saust im jähen Blitze die Schrotladung in die Senkung und ehe noch der Donner des Schusses über die Alm verrollt, blättert der Alte vom Heidengrat sein Leben aus. —

Wer wird nun die Kette durch die Fährnisse des Alpenwinters führen, wer sie warnen vor des Hühnerhabichts Tücke und sie aus dem Bereiche der Schneewächten, dorthin führen, wo der Wind die Alm bloßgelegt und die einzige spärliche Azaleen- und Erizeenkost zu haben ist? — —

Der Höckerschwan.

Von Martin Braeß.

Majestätische Würde und zierliche Anmut — kein anderer Vogel vereinigt diese scheinbaren Gegensätze in solcher Vollendung wie der Schwan, die herrlichste Zierde fast jedes Parkteiches. Kraftvoll rauscht der stolze Segler auf der Wasserfläche dahin, daß die schneeige Brust tief in die Welle eintaucht, die sich vor ihr auftürmt, wie vor dem Kiel eines vom Winde getriebenen Schiffes. Der lange schmiegsame Hals ist S-förmig zurückgebogen, beinahe bis auf den Rücken niedergedrückt; in den Flügeln, die sich wie stolze Segel an den Seiten emporwölben, fängt sich der Wind; kräftig arbeiten die stämmigen Ruder, ein machtvoller Vorstoß des Körpers bei jedem Schlag — mit reißender Schnelle, und doch ohne Hast, zieht das Schiff seine Bahn. Wie der Adler der Beherrscher des Luftmeeres, so ist der Schwan der König der Wasserfläche. Und auch der ruhende Schwan, wie schön, wie anmutig seine ganze Erscheinung! Leicht liegt der Körper auf dem glitzernden Spiegel, die stolzen Segel haben sich gesenkt, es ruhen die Ruder; der schlanke Hals ist fast geradlinig emporgerichtet, kaum angedeutet eine ganz sanfte Biegung; Kopf und Schnabel sind wagrecht gestellt oder nach der Wasserfläche gesenkt, die das Konterfei des herrlichen Vogels in zitternden Linien zurückstrahlt. Leise spielen die Wellen am Bug des schneeigen Fahrzeugs, das sich willig dem kosenden Spiel überläßt; auf und ab ein rhythmisches Wiegen und zugleich ein sanftes Wenden des Schiffes nach rechts und nach links — wahrhaftig ein Bild vollendeter Anmut, edel und zierlich zugleich.

Dichter und Maler aller Völker und Zeiten hat die Erscheinung des Schwans immer von neuem begeistert. In der Gestalt eines Schwans betörte Zeus die Leda, das Ideal weiblicher Schönheit; von einem Schwan sanft gezogen, trug das Boot Lohengrin, Parzivals herrlichen Sohn, nach Brabant; aus dem fernen, sonnigen Süden kamen in Schwanengestalt halbgöttliche Jungfrauen, sich im heiligen See zu baden, der ihnen immer wieder Schönheit und Jugend erneute, und das deutsche Märchen, das so viel von dem Wundervogel berichtet, verleiht seinem Haupt als Zeichen von Würde und Anmut eine Königskrone aus purem Gold.

Und doch, so majestätisch, so lieblich die zahmen oder halbzahmen Schwäne die Gewässer beleben, ihre volle Schönheit offenbaren die stolzen Vögel erst dort, wo sie in unbeschränkter Freiheit hausen, auf weltfernen Seen im hohen Norden oder auf den weiten Bodden und an den Flußmündungen unserer

F. Hornbogen. *Flörkendorfer Moor, Juni 1905.*

Höckerschwan mit seinen sechs Jungen.

deutschen Ostseeküste. Leise nähert sich das Boot an dem schilfbesetzten Ufer des Sees einer Gruppe glänzender Schwäne, die sanft dahingleitend, schwimmende Pflanzenteile von der Wasserfläche aufnehmen oder den langen Hals in die Tiefe hinabsenken, um Strünke von Schilf und Binsen heraufzuzerren; einige stehen oder schwimmen auch ganz dicht am Gestade, und ihr gelbroter Schnabel zupft von dem Grün der Uferpflanzen. Kaum hat der erste den Nachen bemerkt, so erhebt er sich mit gewaltigen Schlägen der Flügel; die andern folgen dem Beispiel. Ein geräuschvolles Brausen und Klatschen, wenn die Füße und Schwingen die halb laufenden, halb fliegenden Tiere über und auf der Wasserfläche zwanzig, dreißig Meter dahintragen, ehe sie sich wirklich in die Lüfte erheben, weithin vernehmbar, wie das Nahen eines tobenden Sturmes; dann aber ein seltsames, mächtiges Sausen, an- und abschwellend, je nach der Entfernung, rhythmisch jeden Flügelschlag der gewaltigen Vögel begleitend. Dazu lassen einige ihre rauhe Stimme hören, ein tiefes „Grra", fast so laut, wie der trompetenartige Ton des grauen Kranichs; sie haben Sorge um ihr Nest, das im hohen Schilf am Rande des Wassers steht.

Dem Flugbild des Schwans fehlt freilich die Anmut; er besitzt nicht die Zierlichkeit des fliegenden Reihers, nicht das stolze, ruhige Schweben und Gleiten des Adlers; er ist zu groß und zu schwer. Aber die Größe des Luftschiffs ist's, die einen gar gewaltigen Eindruck macht: der größte Schwimmvogel unsrer Gewässer hoch in der Luft! Ohne Hast, aber kräftig schlagen die Schwingen; der lange Hals ist nach vorn gestreckt, meist etwas gesenkt. Gewöhnlich wird die Flugrichtung geradlinig genommen, doch auch Kurven kann das Luftschiff beschreiben. Ein schöner Anblick, wenn nicht nur ein einzelner Schwan, sondern eine ganze Gesellschaft, ein Dutzend oder noch mehr, über dem dunkeln Wasser in sausendem Fluge dahinjagt, weißglänzende Wolkenfetzen an der tiefblauen Glocke des Himmels. In der Ferne senkt sich die Schar schräg herab; mit den schlagenden Flügeln berühren die Segler jetzt klatschend das Wasser, und zischend sausen die weißen Fahrzeuge noch ein ganzes Stück auf der glitzernden Fläche dahin, ehe ihre Stoßkraft gehemmt ist. Auch auf dem Frühjahrs- oder Herbstzug gewähren fliegende Schwäne einen herrlichen Anblick; sie reisen stets in großer Gesellschaft, eine schiefe Linie oder, sind es sehr viele, eine Doppelreihe bildend, den ziehenden Kranichen ähnlich. Hundert, hundertundfünfzig Meter hoch streicht die Schar durch die Luft; man hört bereits von fern das eigentümliche Sausen, und man hat die Wanderer schon wieder aus dem Auge verloren, wenn einem noch immer der charakteristische Flugton im Ohr klingt, wie fernes Glockengeläute leise verhallend.

Das Verbreitungsgebiet des Höckerschwans ist ziemlich groß. Im Sommer bewohnt er das südliche Skandinavien, die deutschen Küstenländer und den

Ettel. *Mühlhausen (Thüringen), Herbst 1909.*

Ein Trupp alter und junger Höckerschwäne, in ihrer Mitte ein australischer Trauerschwan.

Südosten Europas, besonders Mittel- und Südrußland, sowie die Balkanhalbinsel; in Asien ist er auf allen großen Gewässern Turkestans und Südsibiriens sehr häufig. Den Winter aber verlebt er in den östlichen Mittelmeerländern, namentlich an den Küsten des Schwarzen Meeres, während die asiatischen Vögel bis nach den indischen Gewässern ziehen. Aber es bleiben auch viele Schwäne ihrer Heimat treu, nicht nur die zahmen oder halbwilden, sondern auch ganze Scharen von solchen, die sich völliger Freiheit erfreuen, oder sie wandern doch nur mäßige Strecken. An der Ostseeküste versammeln sich in manchen Wintern Hunderte auf den hinter den Inseln und Nehrungen gelegenen Bodden und Haffs; die meisten mögen allerdings weit im Norden brütende Singschwäne sein. Es geht ihnen traurig, wenn der Winter sehr hart wird und Eis die weite Fläche bedeckt; dann werden manche so schwach, daß es den Fischern gelingt, mit Knütteln die stolzen Vögel niederzuschlagen und ihre weißen Dunen zum Stopfen von Betten und Kissen zu verwerten; auch liefert die Haut, aus der man nur

W. Köhler. *Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909.*

Höckerschwan.

die Konturfedern entfernt, ein wärmendes Pelzwerk, das an Zartheit, Dichte und schneeiger Weiße jedes andere Pelzwerk weit übertrifft.

Sobald der Frühling die Wanderer nach ihren alten Brutstätten zurückruft, wird es lebendig in den stillen Buchten, wo die grünen Spitzen von Schilf und Rohr allmählich zwischen dem fahlen, abgestorbenen Pflanzenwust hervordringen. Aber an die Einrichtung der Wochenstube denkt man noch nicht, obgleich die älteren Paare, wie es scheint, für ihre ganze Lebenszeit unzertrennlich zusammenhalten. Es sind in der Gesellschaft so viele jüngere Tiere, die sich erst paaren wollen, auch einzelne ältere Männchen, die den Frieden der Eheleute immer von neuem stören, und besonders wenn Durchreisende rasten, gibt's Hader und Zank und Eifersuchtsszenen, und auch nachdem sich einzelne Paare bereits einen Nistplatz gewählt haben, kommen sie doch noch tagelang nicht zur Ruhe, weil sie den Nachbarn nicht trauen, die immer geneigt sind, sich fremdes Eigentumsrecht anzumaßen. Ist der See nur von kleinerem Umfang, so wird er meist von einem einzigen Pärchen in Anspruch genommen und hartnäckig gegen jedes andere verteidigt, das sich hier gleichfalls ansiedeln will. Rauschend, die Brust tief ins Wasser gesenkt, den Hals ganz zurückgelegt, so schwimmt das unduldsame Männchen, zum hartnäckigen Kampfe bereit, dem Eindringling wütend entgegen. Zieht sich dieser nicht schnell zurück, so stürzt der eifersüchtige Gegner in größter Hast auf den Feind und zerzaust ihm, mit Schnabel und

W. Köhler. *Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909.*

Höckerschwan.

Flügeln ganz gewaltige Schläge austeilend, das weiße Gefieder. Nicht eher verläßt er den Kampfplatz, als bis der andere die Flucht ergreift; dann erst kehrt der Sieger mit hastigem Ruderschlag zu der Stelle zurück, die sich das Paar für das Nest ausersehen hat. Dort steht schon das Weibchen; es zupft allerlei abgestorbenes Pflanzenmaterial ab und legt es sorgsam mit dem Schnabel zurecht. Ist die Wasserfläche von bedeutender Größe, das Ufer ausgedehnt und reich an schilfbestandenen Buchten, so brüten auch mehrere, nicht selten sogar zahlreiche Paare auf dem Gewässer; aber ohne Zank und Streit geht es auch hier nicht ab. Besonders die alten Schwanenmännchen sind unduldsam, eifersüchtig und hartnäckig, wie kaum ein anderer Vogel.

Auf einer kleinen Insel, in einem Schilf- oder Rohrbusche, immer der freien Wasserfläche möglichst nahe, steht das Nest, oder wie man es seiner Größe und des groben Materials wegen wohl auch bezeichnet, der Horst des Schwanenpaares. Vom Wasser her ist der stattliche Bau, namentlich im Frühjahr, wenn der Pflanzenwuchs ihn noch wenig verbirgt, unschwer zu entdecken. Strünke, Wurzeln, Ranken von Wasserpflanzen sind zu einem großen Klumpen zusammengehäuft, der einen oder anderthalb Meter und darüber im Durchmesser, dabei eine Höhe von 25 bis 50 Zentimeter aufweist. Unten liegen die stärksten Schilfstöcke, Rohrwurzeln und Stengel, bisweilen auch einige irgendwo angeschwemmte Baumreiser; es folgen Halme,

W. Köhler. *Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909.*

Höckerschwan, sich im Wasser aufrichtend und mit den Flügeln schlagend.

Blätter, feinere Stengel, und ganz oben dürre Binsen, trockne Grasstöckchen und dergleichen. Die Nistmulde ist gewöhnlich nicht tief; doch bestehen in dieser Beziehung Unterschiede, wie denn überhaupt die Schwanennester durchaus nicht nach einer Schablone gebaut sind. Manchmal ist das Material kunstgerecht zusammengefügt, daß es ein festes, widerstandsfähiges Gebäude bildet; nicht selten aber ist der Horst liederlich und lose, und wenn das Wasser steigt, treibt es ihn fort, oder der Sturm reißt den Bau auseinander.

In den meisten Fällen ist das Weibchen nicht nur der Baumeister, sondern es schafft das Nistmaterial auch herbei, während das eifersüchtige und wachsame Männchen mit allen Zeichen des Stolzes, daß es ein Weibchen besitzt und bald auch ein Heim, in der Nähe herumschwimmt — wer es ihm streitig macht, der wird sofort attackiert; selbst die zahmen Schwäne auf den Parkgewässern, die an den Menschen gewöhnt sind, werden um diese Zeit sehr bösartig. Einzelne Männchen sind wohl auch beim Nestbau behilflich oder schaffen wenigstens Baustoffe herbei, indem sie alles, was sich im Umkreis ihres weitreichenden Schnabels befindet, ergreifen, zu sich heranziehen und dann in die Nähe des Horstes legen. Dabei steht ihr Körper,

W. Köhler. *Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909.*

Höckerschwäne.

der auf dem Lande so plump und schwerfällig erscheint, fast unbeweglich auf den kurzen, bleischwarzen Füßen, und nur der Hals, durch seine riesige Länge und Beweglichkeit vortrefflich dazu geeignet, leistet die Handlangerdienste. Manchmal wird die Arbeit unterbrochen, und die Gatten vergnügen sich dann im Wasser mit allerlei Kurzweil; sie schnäbeln sich, winden die langen Hälse umeinander, richten den Leib, mit den breiten Rudern „wassertretend", senkrecht empor, schlagen mit den Flügeln, daß es laut klatscht und das Wasser in Aufruhr gerät, und jagen auch einander in ungestümem Spiel eine Strecke weit über die Fläche.

Die Zahl der Eier, die in der zweiten Hälfte April gelegt werden, ist verschieden; bald sind's fünf, bald sechs oder sieben, aber auch acht Stück und mehr noch kommen vor, ebenso bisweilen nur vier. Sie sind von stattlicher Größe, elf bis elfeinhalb Zentimeter lang, bei einem Breitendurchmesser von sieben Zentimetern; zwei Gänseeier werden kaum so viel Inhalt aufweisen wie ein einziges Schwanenei. Solch große Eier bedürfen natürlich einer recht langen Brutzeit; fünf, ja fast sechs Wochen dauert es, ehe die Kleinen auskriechen. Das Männchen weicht während dieser ganzen Zeit nicht von der brütenden Gattin; es schwimmt in der Nähe umher oder stellt

R. Zimmermann. *Paarsteinsee bei Angermünde, Mai 1905.*

Nest und Gelege des Singschwans.

und kauert sich neben den Horst, ja mitunter löst es auch das Weibchen im Brutgeschäft ab. Gegen Ende der Brutzeit liegen im Nest und in seiner Umgebung eine Menge weißer Dunen; das Weibchen hat sie sich ausgerupft und bedeckt damit die Eier, wenn es vom Horst geht; infolgedessen zeigt es an der Unterbrust einen großen Brutfleck, der sich erst im Spätsommer völlig verliert.

Den Schwanenjungen sieht man es nicht an, was für herrliche, stolze Vögel sie einstmals werden sollen. In dichten weißgrauen Flaum sind die Dunenbällchen gehüllt, Schnäbelchen und Füße sind schwärzlichgrau gefärbt; von der federlosen tiefschwarzen Stelle zwischen Auge und Schnabelgrund, die dem erwachsenen Vogel zur charakteristischen Zierde gereicht, noch keine Spur. Im zweiten Monat brechen zwischen den Dunen die ersten Kiele auf Brust und Schultern hervor; aber ehe die Schwanenkinder wirklich flugfähig werden, vergehen gewiß gegen drei Monate. Dann tragen sie ein braungraues Kleidchen, das aber im Lauf eines Jahres ganz weißscheckig wird, indem die spätere Farbe immer mehr an Umfang gewinnt. Im zweiten Jahre erhält auch der Schnabel einen rötlichen Anflug, und die nackten Teile vor und neben der Stirn treten schon deutlich hervor, ebenso der Höcker

Douglas English. *Dartford, Mai 1905.*

Pärchen Höckerschwäne am Nest. Das Weibchen setzt sich eben aufs Gelege.

Douglas English. *Dartford, Mai 1905.*

Höckerschwanweibchen auf dem Nest mit Jungen.

Douglas English. *Dartford, Mai 1905.*

Weiblicher Höckerschwan mit Jungen.

oben an der Schnabelwurzel, dem diese Schwanenart ihren Namen verdankt. Erst im dritten Jahre ihres Lebens werden die nun fortpflanzungsfähigen Jungschwäne ganz weiß; jetzt sind sie fast ebenso schön und stattlich wie ihre Eltern.

Aber in anderer Beziehung sind die Schwanenkinder doch schon recht weit, sobald sie ihr enges Gefängnis gesprengt haben. Nicht länger als einen Tag lassen sie sich von der Mutter noch wärmen; dann geht es hinaus ins Wasser, das ihnen die Natur zum Aufenthalt für ihr ganzes Leben bestimmt hat. Anfangs sind die Kleinen wohl zaghaft; sie halten sich eng zusammen und schmiegen sich an das weiße Gefieder von Vater oder Mutter, die stets zur Verteidigung ihrer Jungen bereit sind und selbst jede vorüberfliegende Krähe mit Mißtrauen betrachten und unwillig knurren oder zischen, wenn der vermeintliche Feind sich nicht schleunigst entfernt. Sie zeigen den Jungen, was für ihren Schnabel gewachsen ist, schwimmendes Entengrün und dergleichen, wie man's vom Wasserspiegel aufnimmt, auch aus größerer Tiefe allerlei Pflanzen heraufholt oder am bewachsenen Ufer mit flachgehaltenem Schnabel alles durchschnattert, was sich dort findet. Sind die kleinen Ruderfüßchen müde oder erhebt sich der Wind, daß die gekräuselten Wellen die Tierchen erschrecken, so nehmen die Eltern die kleine Gesellschaft auf ihren Rücken, und es ist dann ein reizendes Bild, wenn die Küchlein

R. B. Lodge. *Holland, Mai 1897.*

Trompeterschwan.

hinter den Flügel- und Schulterfedern von Vater und Mutter Schutz suchen. Gleitet eins wieder herab, gleich senkt sich das Schiff, und leicht klettert der über Bord Gefallene mit seinen Ruderfüßchen am Fahrzeug empor. Abends kehren die Eltern mit ihren Kindern wieder zum Neste zurück; die Mutter nimmt ihre Lieben unter die wärmenden Flügel, und der Vater bewacht die Familie. Erst nach Monaten, wenn die Schwänchen schon bedeutend gewachsen sind, wenn sie ihr Federkleid haben und ihr kindliches Piepen sich bereits in ein kräftiges Knurren verwandelt hat, lockern sich die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern. Letztere treiben sich nun allein auf den Gewässern umher, schlagen sich zu größeren Gesellschaften zusammen und verlassen im Herbst meist noch vor den Alten die Heimat.

Der Vetter des Höckerschwans, der **Singschwan**, ist ein polarer Brutvogel der Alten Welt, der nur als Wintergast die deutschen Küsten der Ostsee, bisweilen auch die der Nordsee besucht, ausnahmsweise auch einmal tiefer im Lande erscheint. Auf den ersten Blick ist er von dem Höckerschwan zu unterscheiden, auch wenn man das Zitronengelb der nackten Stelle zwischen Auge und Schnabel, das bis zu den Nasenlöchern reicht und sich am Rande des Oberschnabels noch weiter nach vorn erstreckt, der großen Entfernung

wegen nicht zu erkennen vermag. Die ganze Haltung ist weniger anmutig; der Hals, etwas stärker und kürzer, wird fast immer ziemlich gestreckt getragen, und das Aufblähen des Gefieders, wie es der Höckerschwan übt, wenn irgend etwas sein Gemüt aufregt, versteht der Singschwan auch nicht so gut. Aber in der Größe und im Gewicht kommt er jenem vollkommen gleich.

Die Stimme hat dem Singschwan den Namen gegeben, und manches Märchen weiß vom „Schwanengesang" zu erzählen. Einsilbige, tiefere oder höhere Rufe sind es, welche die in Gesellschaft schwimmenden Tiere oft stundenlang hören lassen, wobei sie ruhig ihrer Beschäftigung nachgehen. Beim Flug aber verstärkt sich die Stimme und mischt sich mit dem rhythmischen Rauschen der mächtigen Schwingen — wie Glockenklänge aus weiter Ferne tönt's dann geheimnisvoll aus der Höhe herab.

Auf Island ist der Singschwan ein weitverbreiteter Brutvogel. Im April oder Mai kommt er nach seinen Nistplätzen, wo er auf kleinen Inseln oder an geschützten Uferstellen den Horst errichtet. Sind die vier bis sieben Jungen flugfähig, so begeben sich die Familien nach größeren Seen, Strömen oder dem Meere. Ende September oder im Oktober ziehen die Schwäne fort, meist Weibchen und Jungvögel, während die alten Männchen im Lande überwintern, von einem Gewässer zum andern oder von Meeresbucht zu Meeresbucht streichend.

Douglas English. *Dartford, Mai 1905.*

Höckerschwan in Kampfstellung.

169

R
V